

ISF MÜNCHEN
INSTITUT FÜR SOZIALWISSENSCHAFTLICHE
FORSCHUNG E.V.

1965 - 1990

Vorträge
zum 25jährigen Bestehen des ISF und
zum 65. Geburtstag von Burkart Lutz

ISF MÜNCHEN - JAKOB-KLAR-STRASSE 9 - 8000 MÜNCHEN 40
TELEFON (089) 272921-0 - FAX (089) 272921-60

**Herausgegeben vom Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e.V.
München, mit freundlicher Genehmigung der Vortragenden auf der
Veranstaltung am 29. Juni 1990.**

**Copyright © 1990 bei ISF München
Druck und Herstellung: Uni-Druck, München**

Vorwort

Das 25jährige Bestehen des Instituts für Sozialwissenschaftliche Forschung München und der 65. Geburtstag von Burkart Lutz, verbunden mit seinem Ausscheiden aus der Institutsleitung, waren uns Anlaß für eine Veranstaltung, deren Beiträge sich - teils ironisch distanziert und zugleich ernsthaft analysierend - mit der Arbeit des ISF in der Vergangenheit befaßten und mit der Rolle von Burkart Lutz in der deutschen Soziologie. Eine Reihe industriesoziologischer Forschungsprobleme und Forschungsaktivitäten zwischen 1965 und 1990, eingebunden in die bundesdeutsche Forschungspolitik dieser Jahre, wurde damit rekapituliert.

Wir legen diese Beiträge, deren letzter auch die Bedingungen und Perspektiven unserer künftigen Arbeit umreißt, in diesem Bändchen vor. Unser Dank gilt nicht nur denen, die mit ihren Vorträgen zu dieser Veranstaltung beigetragen haben, sondern auch ganz besonders unseren zahlreichen Gästen und auch jenen, die nicht kommen konnten; die vielen Gratulationen und Wünsche, die wir erhielten und die dem doppelten Anlaß galten, haben uns sehr gefreut.

Wir hoffen, daß die Vortragstexte Sie alle an diese Veranstaltung erinnern, daß Sie weiterhin Interesse an unserer Arbeit zeigen und dem Institut verbunden bleiben.

München, im Juli 1990

Inhalt

Vorwort	1
 Norbert Altmann Begrüßung	 5
 Karl Martin Bolte Das ISF in der sozialwissenschaftlichen Forschungslandschaft	 9
 Joachim Bergmann Rationalisierungsdynamik - Organisation industrieller Arbeit - Gesellschaftliche Ungleichheit	 23
 Ludwig von Friedeburg Burkart Lutz unter den Soziologen der Bundesrepublik	 33
 Burkart Lutz Dankesworte	 39
 Gert Schmidt Zur Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexionen - und andere Reflexe	 41
 Norbert Altmann Zukunft der Arbeit - Arbeit der Zukunft im ISF	 57

Begrüßung

Meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich begrüße Sie ganz herzlich im Namen des Instituts für Sozialwissenschaftliche Forschung in München. Ich würde jetzt ganz gern die Floskel vermeiden, daß ich mich freue, daß Sie so zahlreich gekommen sind, aber ich weiß nicht, wie ich das anders sagen soll. Jedenfalls freuen wir uns, daß so viele von Ihnen gekommen sind, und wir sind dankbar dafür.

Der Ort dieser Veranstaltung - das Staatliche Museum für Völkerkunde - gäbe Anlaß zu einigen Assoziationen in Zusammenhang mit der 25-Jahr-Feier, allein, wenn man an das Riesenplakat da draußen denkt, das "Metamorphosen" ankündigt! Aber beim Blick aus den Fenstern dieses Saales drängen sich doch andere Gedanken auf: Da drüben, das ist die Regierung von Oberbayern und der Sitz der Preisprüfungsstelle, und damit ist sozusagen der Instituts-Alltag in meinen Assoziationen wieder eingekehrt - und deshalb enthalte ich mich lieber weiterer Anspielungen.

Der Anlaß dieser Veranstaltung ist das 25jährige Bestehen des Instituts für Sozialwissenschaftliche Forschung München und der 65. Geburtstag von Burkart Lutz. Mit den Zahlen hat es nun so seine Bewandnis, und wenn man genau hinschaut, ist die Gründung 1965 keine Neugründung, sondern die Umstrukturierung und Umgründung eines älteren Instituts gewesen. Dieses wurde schon 1950 von einer Gruppe von Wissenschaftlern, insbesondere Volkskundlern, überwiegend von der Universität Prag, ins Leben gerufen. Der Vorgänger-Verein mit dem Namen "Institut für Kultur- und Sozialforschung", und im Vereinsregister heißt es dann noch: "Gemeinschaft zur Erforschung der Strukturwandlungen der Bevölkerung Europas", hat sich ursprünglich mit Flüchtlings- und Vertriebenenfragen befaßt. Anfang der 60er Jahre waren die Mitglieder des Vereins ziemlich weit verstreut über die Bundesrepublik, ihr Forschungsgegenstand hatte seine Aktualität und Bedeutung weitgehend verloren. Der seinerzeitige Vorstand, von dem heute Herr Prof. Karl Bosl hier unser Gast ist -

Herr Prof. Emerich K. Francis mußte leider im letzten Moment absagen -, war der Meinung, daß dieses Institut sich erheblich umstrukturieren müßte, wenn es die weiteren Zeitläufte überstehen sollte. In Zusammenhang mit der Berufung von Karl Martin Bolte kam dann auch die Idee auf, dieses seinerzeitige Institut mit der Universität München zu verbinden und einzubinden in die empirische Ausbildung der Soziologen. Dies ist alles nicht zustande gekommen, überwiegend, weil eine Grundfinanzierung nicht erreicht werden konnte. Herr Bolte wird wohl auf diese Vorgesichte eingehen.

Was zustande gekommen ist, und dies betrachten wir als den eigentlichen Gründungszeitpunkt des Instituts, ist, auf Anregung und Initiative von Burkart Lutz in Zusammenarbeit mit dem damaligen Vorstand, ein neues Institut, das Institut, das Sie heute kennen, das ISF München. Es gab im Jahre 1965 eine entscheidende Satzungsänderung, eine Namensänderung und dann auch sukzessive einen massiven Austausch von Vorstandsmitgliedern, von Vereinsmitgliedern und auch den Mitarbeitern des Instituts.

Seit Anfang der 70er Jahre haben Burkart Lutz und ich dieses Institut gemeinsam geleitet. Es ist seit seiner Umgründung weiterhin ein eingetragener gemeinnütziger Verein, die 20 bis 25 Mitglieder dieses Vereins sind überwiegend Mitarbeiter des Instituts. Die ursprüngliche Förderung des Vorläufer-Instituts - auch dieses hatte nur eine sehr geringe Unterstützung vom Land Bayern und der Stadt - ist im Laufe dieses Wandels eingestellt worden.

Die Satzungsziele des ISF sind ungemein einfach formuliert. Es heißt in unserer Satzung: "Aufgabe des Vereins ist die Vertiefung und Verbreitung sozialwissenschaftlicher Kenntnisse" - und der entscheidende Satz, der dann folgt, lautet - "und sie werden verwirklicht durch sozialwissenschaftliche Forschung". Mit dieser Verwirklichung haben wir uns in den letzten 25 Jahren herumgeschlagen, und dieses ist auch der Grund dafür, daß wir uns gedacht haben, wir sollten diesen Anlaß dazu nutzen, mit unseren Partnern und Kollegen zusammenzukommen und einen Rückblick auf diese Zeit halten.

Ich möchte vorab jenen danken, die sich bereitgefunden haben, zu dieser Veranstaltung beizutragen. Zunächst Karl Martin Bolte von der Ludwig-Maximilians-Universität München, der auch einmal Vorsitzender dieses

Vereins und dieses Instituts war, und der uns auch in der späteren Zeit immer hilfsbereit mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat, wann immer wir darum gebeten haben. Dann Joachim Bergmann von der Technischen Hochschule Darmstadt, der die Arbeit des Instituts von Anfang an verfolgt hat, kritisch verfolgt hat, und ich fürchte, daß er auch heute wieder allhand Kritisches zu sagen haben wird; weiter Gert Schmidt von der Universität Bielefeld, der ursprünglich einer der Unseren war, vor 25 Jahren noch als Student, mit dem wir aber auch nach seiner Abwanderung an die Universität den Kontakt nie verloren haben; danken möchte ich schließlich Ludwig von Friedeburg vom Institut für Sozialforschung in Frankfurt am Main, dessen Kontroversen mit Burkart Lutz ja mittlerweile Legende sind, und den wir gerade deshalb eingeladen haben.

Ich habe Herrn von Friedeburg als letzten genannt, weil wir heute, an diesem Tag, einmal besonders faul sein wollten, und ich habe ihn deshalb gebeten, die Moderation und die Einführung der nächsten Beiträge zu übernehmen.

Herr von Friedeburg, für vier Stunden sollten Sie es riskieren, den Vorsitz des ISF zu übernehmen, länger würde ich es Ihnen nicht raten. Ich danke Ihnen.

Das ISF in der sozialwissenschaftlichen Forschungslandschaft

Als man die Bitte an mich herantrug, einen Vortrag über das ISF in der sozialwissenschaftlichen Forschungslandschaft zu halten, war mir von Anfang an klar - und ich möchte es eingangs auch Ihnen deutlich machen -, daß es hier nicht darum gehen kann, die sozialwissenschaftliche Forschungslandschaft als solche zu umreißen und dann das ISF darin im Detail zu verorten. Hier kann es lediglich darauf ankommen, einige Eigenarten des ISF ins Blickfeld zu rücken, die geeignet erscheinen, seine Stellung in der Forschungslandschaft zu charakterisieren.

Dem sozialwissenschaftlich geschulten Betrachter fällt als erstes in den Blick, daß es sich beim ISF um ein Sozialsystem handelt, d.h. um ein Geflecht aufeinander bezogenen Verhaltens von Menschen, das als solches von einer "Umwelt" abgrenzbar ist, aber mit dieser im Austausch steht. Es läge daher nahe, die Eigenarten des ISF mit Hilfe jener theoretischen Ansätze näher zu bestimmen, die sich in der Soziologie speziell für die Analyse sozialer Systeme entfaltet haben, d.h. mit Hilfe der strukturell-funktionalen Analyse oder mit Hilfe modernerer Varianten sozialwissenschaftlicher Systemtheorie, die sich bemühen, die Erkenntnisse biologischer Systemtheorie auf Sozialsysteme zu übertragen.

Ich habe beide Möglichkeiten durchdacht, aber wieder verworfen, was ich kurz begründen will.

Im Rahmen der strukturell-funktionalen Analyse sind insbesondere von R. Merton, aber auch von anderen, mehr als 30 Kriterien herausgearbeitet worden, mit deren Hilfe Sozialsysteme in ähnlicher Form "bestimmt" werden können, wie ein Botaniker Pflanzen bestimmt anhand der Zahl und Stellung der Blütenblätter usw. Wenn man diese 30 und mehr Kriterien auf das ISF anwenden und die Ergebnisse hier referieren wollte, stieße man auf mehrere Schwierigkeiten. Erstens beziehen sich etliche dieser Kriterien auf Gegebenheiten, die den hier Versammelten mehr oder we-

niger bekannt sind, wie Zielsetzung des ISF, Rechtsform, Mitarbeiterzahl u.a.m., und ihre Darstellung wäre langweilig. Zweitens gibt es Kriterien, die zunächst empirische Untersuchungen erforderlich machten, weil sie im Hinblick auf das ISF m.W. bisher nicht untersucht worden sind. So z.B. die Beziehungen zwischen den Geschlechtern im Rahmen des ISF. Drittens macht es aber einfach die Vielzahl der relevanten Kriterien unmöglich, hier über sie zu sprechen; ich wäre morgen noch nicht damit fertig.

Daß eine "Bestimmung" des ISF anhand der analytischen Kriterien der strukturell-funktionalen Theorie durchaus etliche interessante Erkenntnisse bringen würde, steht m.E. außer Frage. So würde einem z.B. bewußt, daß das ISF keine anständigen Symbole hat. Der Briefkopf ist altväterlich, es gibt kein ins Auge fallendes Firmenzeichen und schon gar keine Fahne. Es würde einem auch bewußt werden, daß die Mitarbeiter des ISF zwar keine offiziellen Uniformen tragen, daß sie aber informell, außer bei Feierlichkeiten oder Finanzeinwerbungsaktionen, die Uniform freischaffender Intellektueller bevorzugen, d.h., sie tragen legere bis schlampige Zivilkleidung mit oben ohne (gemeint ist ohne Krawatte). Richtet man den Blick auf die Mitarbeiterinnen des ISF, um deren Kleidung zu klassifizieren, werden sofort erhebliche Probleme bewußt. Erstens gibt es m.W. bisher keine Studien über "Die Forscherin und ihr Gewand", bei denen man zur Klassifikation ansetzen könnte. Und zweitens ist die Kategorisierung der Bekleidung von Frauen als solche viel komplizierter als die von Männern. Erfahrungsgemäß kann man bei Frauen oft von außen gar nicht und erst unter Heranziehung von Max Webers gemeintem Sinn überhaupt unterscheiden, ob das, was sie tragen, als Fest- oder Faschings-, als Konform- oder Protestgewand zu verstehen ist.

Würde man das ISF aus der Sicht moderner Systemtheorie, d.h. der Theorie biotischer Systeme, charakterisieren, so käme etwa folgende Aussage zustande:

Das ISF erscheint als ein autopoietisches, selbstreferentielles, auf Suprastabilität ausgerichtetes Sozialsystem, das als Teilsystem des gesellschaftlichen Teilsystems Wissenschaftssystem zu begreifen ist, und in dessen Geschichte gravierende "Fluktuationen" und "Furkationen" zu erkennen sind. Auf die im Zeitablauf zunehmende Komplexität des Wissenschafts- und Gesellschaftssystems hat das ISF zunächst mit Erhöhung der Binnenkomplexität, dann aber mit einer Umweltkomplexität reduzierenden Funkti-

onsspezifizierung reagiert. Das systemspezifische Funktionsprofil des ISF stellt sich heute als eine den Betrieb als Handlungssystem in den Mittelpunkt der Betrachtung rückende Variante subjektorientierter Sozialforschung dar.

Diese aus der Sicht der Theorie biotischer Systeme vorgenommene Charakterisierung des ISF erscheint mir - so präzise sie ist - für unsere Zwecke auch wenig brauchbar. Sie krankt nämlich am Hauptmangel mancher generellen Theorie, d.h., nur Insider können noch vage vermuten, was der Verfasser mit seinen abstrakten Formulierungen eigentlich gemeint hat. Da sich vielschreibende Systemtheoretiker offenbar nach einiger Zeit oft selbst nicht mehr daran erinnern können, woran sie bei bestimmten Formulierungen ursprünglich gedacht haben, hat sich in der systemtheoretischen Literatur das Fußnotenwesen zu einem Fußnotenunwesen entwickelt. Nicht selten gibt es zu einem Satz drei oder mehr Fußnoten, in denen unten erläutert wird, was das oben Geschriebene eigentlich bedeuten soll. Fußnoten sind für den Systemtheoretiker sozusagen die weberianischen Fußstapfen, über die er seinen formalen Formulierungen gemeinten Sinn zuführt.

Auch ich könnte nun so verfahren und "fußnoteln". In einem Vortrag wäre das besonders wirksam, wenn man - wie es einer meiner Gymnasiallehrer tat - den eigentlichen Text mit normaler Stimme sprechen und die Fußnoten jeweils mit Fistelstimme einfügen würde. Da ich aus Erfahrung weiß, daß dieses Vorgehen für den Redner anstrengend ist, und daß das Auditorium dabei nur schwer seine Würde wahren kann, fühle ich mich veranlaßt, bei den weiteren Ausführungen auch auf die systemtheoretisch-fußnotelnde Analysevariante zu verzichten.

Um endlich zur Sache zu kommen, werde ich im folgenden nun mit Hilfe des verbreiteten und bewährten USW-Verfahrens fünf Eigenarten des ISF auswählen und ins Blickfeld rücken, die mir besonders geeignet erscheinen, um die Besonderheit dieses Instituts in der sozialwissenschaftlichen Forschungslandschaft zu charakterisieren.

Eine erste kennzeichnende Eigenart des ISF ist seine Geschichte. In der Nachkriegszeit wurde in München - im wesentlichen von ehemaligen Prager Hochschullehrern, die als Flüchtlinge nach Bayern gekommen waren - das "Institut für Kultur- und Sozialforschung" (IKSF) gegründet. Dieses

Institut sollte sich der Erforschung der Kultur und der Probleme der Heimatvertriebenen widmen, eine damals hochaktuelle Frage, die ja auch auf der politischen Bühne in einer eigenen Partei, dem Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE), ihren Niederschlag gefunden hatte.

Das Institut erlebte eine schnelle Blüte, und es war insbesondere an der von der Bundesregierung finanzierten großen Heimatvertriebenenstudie in den 50er Jahren beteiligt.

Nachdem wesentliche Aspekte der Heimatvertriebenenfrage durch die überraschend schnelle Integration vieler Heimatvertriebener an Aktualität verloren hatten und etliche Gründungsmitglieder in Lehrstühle an außerbayerischen Universitäten eingerückt waren, begann das Institut zu verkümmern. Ein Mini-Etat des Freistaates Bayern und ein jährliches Almosen der Stadt München erlaubten gerade, einen Raum zur Aufbewahrung eines kleinen Bücherbestandes und dessen Pflege durch einen nebenamtlichen Geschäftsführer zu finanzieren.

Als ich 1963 in Berufungsverhandlungen mit dem Freistaat Bayern stand, ersuchte man mich ausdrücklich, nach meinem Amtsantritt an den seit einiger Zeit laufenden Bemühungen dreier Münchner Professoren, der Kollegen Bosl, Francis und Schmaus, teilzunehmen, die darauf abzielten, dem Institut neues Leben einzuhauchen.

Wir vier kamen damals letztlich zu der Einsicht, daß unbedingt jemand gefunden werden müsse, der sich hauptamtlich der Belange des Instituts annimmt. Wir entdeckten auf dem Arbeitsmarkt Burkart Lutz, der seine frühere gewerkschaftliche Forschungsheimat verloren hatte, als freier Forscher herumvagabundierte, sich aber nach einer neuen Heimstätte sehnte. Wir nahmen ihn als fünftes Vorstandsmitglied auf und ernannten ihn zum Forschungsdirektor. Das Wesentlichste an unserem damaligen Vertrag mit Lutz war die Festlegung, daß ein Gehalt für ihn oder eventuelle Mitforscher nur aus Quellen fließen könne, die er selbst über Forschungsaufträge erschließt.

In Zusammenhang - wenn ich es gärtnerisch formulieren darf - mit der Lutz'schen "Aufpfropfung" kam beim Institut für Kultur- und Sozialforschung eine Mutation zustande. Der Name wurde geändert sowie die For-

schungsziele, und Anfang 1965 fand damit die Geburt des Instituts für Sozialwissenschaftliche Forschung (ISF) statt.

Die weitere Geschichte des ISF läßt sich in wenigen Sätzen zusammenrafen. Lutz, schon immer ein rühriger Mann, begann sich extrem kräftig zu rühren, sammelte eine Reihe damaliger Jungforscher und -forscherinnen um sich, integrierte irgendwann auf Dauer den sich gerade bewährenden Forscher Altmann, vorübergehend den sich schon bewährt habenden Altforscher Weltz usw. usw., und alle gemeinsam führten das ISF zu erstaunlicher Blüte.

Als das Gedeihen des Instituts gesichert erschien, zogen sich die Geburtshelfer Bosl, Francis, Schmaus und Bolte allmählich aus dem Institut zurück, der letztere endgültig erst, als man ihm klar machte, daß er dem Institut besser von außen helfen als von innen schaden sollte.

Soweit zu einigen Aspekten der Geschichte des ISF, die bei aller Anerkennung, die zeitweilige oder dauerhafte Mitglieder des ISF inzwischen als Forscherpersönlichkeiten erlangt haben, bis heute stark geprägt ist durch das Wirken des Gründervaters Burkart Lutz.

Zweitens möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf Aspekte der Organisationsstruktur des ISF lenken. Es weist in dieser Hinsicht durchaus Besonderheiten gegenüber anderen sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituten auf.

Im Hinblick auf die bisherige Geschichte des ISF und auf eine hochgradige Identität, die über lange Phasen dieser Zeit zwischen aktiv Forschenden und Vereinsmitgliedern bestanden hat, stellte sich das ISF dem Betrachter bis vor kurzem als eine um einen Gründervater gescharte genossenschaftsähnliche Horde von Forschern und Forscherinnen dar, die einige Verwaltungsspezialistinnen integriert hat.

Im Hinblick auf ihre Subsistenzsicherung glich und gleicht diese ForscherInnenhorde genauer betrachtet allerdings einem Söldnerhaufen. Man lebt nicht von einem festen Etat, wie z.B. das IAB oder Max-Planck-Institut, sondern bietet seine Dienste wechselnden Forschungsinteressenten an. Dabei hat man sich sowohl auf einen bestimmten Gegenstandsbereich für Forschung spezialisiert - davon wird später zu sprechen sein - als auch zu-

nehmend auf einen besonderen Klientenkreis. Letzterer kann grob als gemeinnützige intermediäre Organisationen unserer Gesellschaft bezeichnet werden, wie Forschungsförderorganisationen, Ministerien, Gewerkschaften u.a.m. Die Forschungen, die das ISF diesem Klientenkreis anbot und anbietet, sind nicht im eigentlichen Sinn gewinnorientiert, wie etwa die Arbeiten eines Marktforschungsinstituts, und auch nicht eindeutig irgendwelchen Gruppeninteressen verpflichtet, wie das beim Institut der Deutschen Wirtschaft (IW) oder beim Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Institut des Deutschen Gewerkschaftsbundes (WSI) vermutet werden kann. Es handelt sich vielmehr um Forschungen, die zwar auch die Forscher ernähren sollen, aber letztlich Gemeininteressen an Forschung dienen.

Die besondere Schwierigkeit der Finanzierungsform des ISF liegt darin, daß ständig potentielle Geldgeber aufgespürt und davon überzeugt werden müssen, daß das, was die ForscherInnen gerne erforschen möchten, für sie (die Geldgeber) oder die Gesellschaft wesentlich und daher förderungswürdig ist.

Blickt man auf die innere Organisation des ISF, dann wird deutlich, daß das Institut weitgehend basisdemokratisch funktioniert. Der Mitbestimmungsgrad der ForscherInnen ist sehr hoch.

Es mag richtig sein, daß das Arbeiten in einer basisdemokratisch organisierten Forschergemeinschaft zeitaufwendig und gelegentlich entnervend ist. Es mag zutreffen, daß Debatten im ISF hin und wieder die Form intersubjektiver Verbalknüppelei annehmen. Vermutlich liegt es aber auch gerade an dieser Organisationsstruktur, daß im ISF immer wieder hochqualifizierte Forschung produziert und ein großes Forschungsengagement selbst bei langgedienten ISF-Mitgliedern wachgehalten werden konnte.

Bezeichnend für die Organisationsstruktur des ISF erschien mir außerdem bis vor kurzem, daß sich drei, aus der basisdemokratischen Struktur herausragende, besondere Leitungspositionen entwickelt hatten. Ihre Entstehung verdanken sie sowohl formalen Erfordernissen und von außen herangetragenen Erwartungen als auch Entlastungsbedürfnissen der ForscherInnen. Bei den von außen herangetragenen Erwartungen denke ich daran, daß Geldgeber oft einen eindeutigen "Leiter" für Forschungsprojekte fordern, obwohl sie ihn dann selbst meist nur als "Wei-

ter"-Leiter benützen, in der einen Richtung von Geldern, in der anderen von Forschungsberichten.

Als erste Leitungsposition im ISF fiel bis vor kurzem die eines Finanzkanzlers ins Auge, wahrgenommen von Frau Buchert, mit den Hauptfunktionen Zählen und Zahlen.

Die zweite Leitungsposition, wahrgenommen durch Herrn Altmann, umfaßte sowohl innere Organisations- als auch äußere Kontaktaufgaben. Ich selbst habe Herrn Altmann immer schwergewichtig als Binnendirektor wahrgenommen mit den Hauptfunktionen Inspirieren und Integrieren.

Die dritte Leitungsposition, wahrgenommen durch Herrn Lutz, erschien von außen gesehen wie die eines Überdirektors mit schwergewichtig Außenaufgaben und den Hauptfunktionen Anpreisen und Anschaffen.

Da wir heute nicht nur den 25. Geburtstag des ISF, sondern auch den 65. Geburtstag des Herrn Kollegen Lutz feiern, sei es mir gestattet, auf diese bisherige dritte Leitungsfunktion mit wenigen Sätzen etwas näher einzugehen.

In seiner Funktion als ISF-Über- und Außendirektor durchstreifte Lutz ständig den Dschungel der Forschungsförderungs- und Forschungsauftragsvergabelandschaft. Mit seiner berühmten Spürnase witterte er flächendeckend nach Geld und pries mit missionarischem Eifer Forschungsergebnisse oder Leistungspotentiale des ISF an. Aufgrund seiner hervorragenden Kenntnis der Forschungslandschaft sowie seiner eigenen vielfältigen Forschungserfahrungen wurde er im Lauf der Zeit an vielen Stellen zu einem begehrten Ratgeber, Redner, Gutachter und Mitforscher. Auf diese Weise erschien er in der industriesoziologischen Forschungslandschaft zunehmend als allgegenwärtig und zeitlos. Er war in der soziologischen Industrieforschung der Bundesrepublik immer schon da, immer überall da und ist immer noch da. "Der Lutz" ist inzwischen zu einer der Symbolfiguren der empirischen industriesoziologischen Forschung in der Bundesrepublik herangewachsen. Man kann ihm und uns heute u.a. wünschen, daß er auch in Zukunft noch lange in dieser Rolle wirken möge.

Drittens möchte ich einiges zum Forschungsprofil des ISF sagen. Was sich im Verlauf der Geschichte im ISF an Forschung entwickelt hat, ist in der

Literatur als "außeruniversitäre, kontinuierliche, nicht gewinnorientierte, auftragsabhängige sozialwissenschaftliche Projektforschung im Bereich Industriesoziologie" charakterisiert worden. Diese Beschreibung hebt das ISF einerseits deutlich von Instituten ab, wie z.B. dem WZB, IAB, DJI, IW, WSI, dem MPI für Gesellschaftsforschung sowie von allen Universitätsinstituten, in denen auch industriesoziologische Sozialforschung betrieben wird. Andererseits rückt diese Charakterisierung das ISF in die Nähe von Instituten wie das Institut für Sozialforschung (IfS) Frankfurt, das Soziologische Forschungsinstitut (SOFI) Göttingen und das Internationale Institut für Empirische Sozialökonomie (INIFES) Augsburg. Soweit sich das IfS Frankfurt noch als Missionsstätte der "Kritischen Theorie" versteht, ein Aspekt der offenbar dort umstritten ist, wäre dieses dann aber wieder anders zu verorten.

Die obige Charakterisierung der Forschung des ISF bedarf jedoch einiger Ergänzungen. Erstens kam eine Konzentration der Forschung auf den Bereich der Industriesoziologie erst im Laufe der Zeit zustande; am Anfang befaßte sich das ISF u.a. z.B. auch mit Stadt- und Stadtanierungsforschung. Zweitens, und das erscheint viel wesentlicher, ist die obige Charakterisierung insofern unzureichend, als sich das eigentliche Profil des ISF in Verbindung mit einer bestimmten Forschungsperspektive herausbildete, die es bei seinen industriesoziologischen Forschungen praktiziert hat. Diese Forschungsperspektive läßt sich - wie schon einmal erwähnt - als eine auf den "Betrieb" angewandte subjektorientierte Soziologie bezeichnen, was folgendes bedeutet:

Subjektorientierte Soziologie, wie sie in etlichen Forschungsprojekten des SFB 101 der Universität München "Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung" angewandt und weiterentwickelt wurde, begnügt sich nicht damit, gesellschaftliche Erscheinungen, Strukturen und Prozesse als solche darzustellen, sondern analysiert diese weitergehend unter der Fragestellung, wie das Leben von Menschen durch diese Erscheinungen, Strukturen und Prozesse geprägt wird, aus welchen menschlichen Bestrebungen und Verhaltensweisen diese gesellschaftlichen Erscheinungen, Strukturen und Prozesse entstanden sind, und wie die in diesen Strukturen agierenden Menschen sie durch ihr Verhalten beeinflussen, d.h. erhalten, verändern oder auflösen.

Das ISF rückte bei seinen Forschungen anstelle von Individuen Betriebe ins Zentrum des Interesses. Es beschäftigte sich mit den Fragen, wie Betriebe gesellschaftliche Strukturen und Kräfte, die sie betreffen, verarbeiten, und welche Auswirkungen dies auf die Binnenstruktur sowie auf die gesellschaftliche Umwelt hat. So kam das zustande, was in der Literatur "Münchner Betriebsansatz" genannt wird. Diese Forschungsperspektive findet sich keinesfalls in allen Forschungen des ISF. Sie stand aber lange Zeit im Zentrum seiner Arbeiten und gab ihnen und damit dem Institut ein unverwechselbares Profil.

Seit Jahren ist das ISF an einer Reihe von Verbundforschungsprojekten beteiligt, die Pioniercharakter in der Sozialforschung der Bundesrepublik haben. Ich denke z.B. an den Verbund Sozialwissenschaftliche Technikforschung, an den Verbund Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung und an den Verbund Sozialwissenschaftliche Technikberichterstattung. Ich verzichte hier darauf, diese und andere laufende Forschungen im Detail anzusprechen, denn vermutlich wird das Herr Altmann in seinem Vortrag tun.

Wesentlich erscheint mir aber noch zu betonen, daß die ForscherInnen des ISF aus Soziologen, Ökonomen, Juristen und Psychologen bestehen, so daß im ISF eine hochgradig interdisziplinäre Forschung betrieben wird. Und schließlich erscheint noch wesentlich, daß zentrale Ergebnisse der ISF-Forschungen aus international vergleichenden Studien hervorgegangen sind.

Viertens möchte ich etwas zu qualitativen Aspekten der Forschung des ISF sagen. Die Tatsache, daß ein Institut ein bestimmtes Forschungsprofil entwickelt hat, sagt keineswegs gleichzeitig etwas über die Bedeutung seiner Forschungen aus. Nun hat es aber im Verlauf der Jahre mindestens zweimal Anlässe gegeben, bei denen die Qualität der Forschungen des ISF bzw. deren Bedeutung im Rahmen der Forschungslandschaft explizit ins Blickfeld geriet.

Als die Kommission für wirtschaftlichen und sozialen Wandel in den 70er Jahren nach Daten und anderen Materialien für ihre Arbeit suchte, da fiel ihr auf, daß - im Gegensatz z.B. zur Technikforschung und Wirtschaftsforschung - im Bereich der industriesoziologischen Forschung etwas nur sporadisch zu finden war, was man damals im Insiderjargon "Forschungsnähr-

boden" nannte. Gemeint war damit eine institutionalisierte kontinuierliche, systematische Erforschung bestimmter Gegenstandsbereiche, in deren Verlauf sowohl Bestände an qualifizierten Forschern herangebildet als auch Wissensbestände angesammelt worden waren, aus denen man jederzeit Informationen abrufen konnte. Neben dem damals gerade erst im Aufbau befindlichen IAB sah die Kommission vor allem im SOFI (Göttingen), IfS (Frankfurt) und ISF (München) solche "Nährböden" im Bereich industriesoziologischer Forschung gegeben. Sie wies später in ihrem Bericht auf die Bedeutung derartiger "Nährböden" und ihrer "Pflege" für die Beobachtung der Gesellschaftsentwicklung und deren politische Gestaltung besonders hin.

Der zweite Anlaß, den ich in Erinnerung rufen möchte, sind die Empfehlungen des Wissenschaftsrats zur Förderung empirischer Sozialforschung aus dem Jahr 1981. Es ist sicher kein Zufall, daß der Arbeitsgruppe, die diesen Bericht erstellte, m.W. drei ehemalige Mitglieder der Kommission für wirtschaftlichen und sozialen Wandel zugehörten.

Am Beginn der damaligen Wissenschaftsratsempfehlung steht eine Analyse der sozialwissenschaftlichen Forschung innerhalb und außerhalb der Hochschulen. Darin wird u.a. festgestellt, daß sich im Bereich der Forschung in den Hochschulen aus verschiedenen Gründen keine sozusagen "betriebsförmige" empirische Forschung in einem als ausreichend angesehenen Ausmaß entwickeln konnte. Als Gründe wurden u.a. angesprochen fehlende oder extrem geringe Forschungsetats, fehlende Kontinuität der Forschung infolge verschiedener Ursachen, z.B. wegen stark karriereausgerichteter Forschung der Assistenten, die nur schwer vereinbar ist mit der Abwicklung längerfristiger Forschungsprogramme usw. usw.

Der Wissenschaftsrat richtete dann die Aufmerksamkeit auf fünf Institute, die sich im außeruniversitären Raum entwickelt hatten, und in denen "betriebsförmige", nicht gewinnorientierte empirische Sozialforschung betrieben wurde. Er bescheinigte diesen Instituten eine - u.a. durch Gutachten und "Begehungen" festgestellte - hohe Qualität ihrer Forschungen und empfahl, diese Institute auf jeden Fall zu erhalten, sie zumindest mit einem Sockeletat auszustatten und möglichst näher an die Hochschulen heranzuführen. Es ging damals um ZUMA (Zentrum für Umfragen, Methoden, Analysen) Mannheim, IfS (Institut für Sozialforschung) Frankfurt,

SOFI (Soziologisches Forschungsinstitut) Göttingen, INIFES (Internationales Institut für Empirische Sozialökonomie) Augsburg und um das ISF.

Die Vorschläge des Wissenschaftsrats haben für alle diese Institute Früchte getragen, aber in sehr unterschiedlichem Ausmaß. Soweit es das ISF betrifft, bekommt dieses inzwischen zwar Mittel vom Freistaat Bayern, aber nicht in der Höhe, daß von einem befriedigenden Sockeletat die Rede sein kann. Die Annäherung an die Uni besteht zunächst darin, daß das ISF seit 1972 eine tragende Säule zweier Sonderforschungsbereiche der Universität München ist (SFB 101 "Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung" 1972-1986; SFB 333 "Entwicklungsperspektiven von Arbeit" ab 1986). Außerdem sind die Herren Lutz und Altmann Inhaber von Honorarprofessuren (Herr Lutz an der Universität München, Herr Altmann an der Universität Bielefeld).

Wenn man die Empfehlungen des Wissenschaftsrats auch heute noch ernst nehmen will, sind im Hinblick auf das ISF also unbedingt weitere Aktionen erforderlich.

Fünftens und letztens erscheint mir im Hinblick auf die Situation des ISF in der sozialwissenschaftlichen Forschungslandschaft erwähnenswert, daß es in der Geschichte dieses Instituts immer wieder Personen gegeben hat, die wie langfristige oder kurzfristige "Paten" ihre schützenden oder segnenden Hände über das Institut gehalten haben und weiter halten. Die Situation des Instituts wäre m.E. ohne diese Paten viel schlechter als sie heute ist, ja vielleicht gäbe es das Institut ohne sie gar nicht mehr.

Ich denke bei diesen Paten nicht in erster Linie, aber doch auch an das Patensystem auf Gegenseitigkeit, das zwischen etlichen der schon erwähnten Sozialforschungsinstitute besteht. Sie konkurrieren zwar z.T. miteinander, hadern darüber, wer diese oder jene Idee als erster gehabt hat, aber im Wissen um grundlegende gemeinsame Interessen gibt es doch auch einen hohen Grad keineswegs selbstverständlicher gegenseitiger Hilfe und Kooperation.

Ich denke bei den Paten vor allem an etliche Personen aus den Bereichen der Wissenschaft, der Forschungsförderorganisationen, der Politik, der Ministerien, der Verbände u.a.m., die in z.T. erstaunlich selbstloser Weise das Institut gefördert und ihm geholfen haben.

Einige, die ich als Paten des ISF klassifizieren würde, sind hier im Saal. Ich nenne ihre Namen nicht, denn Paten wirken oft besser, wenn sie nach außen unbekannt bleiben. Ich hoffe aber sehr, daß sich die Mitglieder des ISF dieser Paten und ihres Wirkens bewußt sind. Eine gezielte Patenpflege könnte ein nicht unwichtiger Teil einer sinnvollen Public Relations-Politik des ISF in Zukunft sein.

Und nun eine kurze Schlußbemerkung:

Ich habe mich bemüht, Ihnen das ISF in der sozialwissenschaftlichen Forschungslandschaft dadurch zu verdeutlichen, daß ich unter Verzicht auf strukturell-funktionales und bio-systemtheoretisches Handwerkszeug mit Hilfe des USW-Verfahrens fünf Eigenarten des ISF herausgestellt habe, die mir für seine "Verortung" in der Forschungslandschaft wesentlich erscheinen. Damit keine Mißverständnisse entstehen, möchte ich darauf hinweisen, daß das USW-Verfahren nichts mit dem Universitätsseminar der Wirtschaft im Schloß Gracht bei Köln zu tun hat. Das Kürzel USW verweist hier auf eines der klassischen Auswahlverfahren der empirischen Sozialforschung, nämlich auf die "unbegründete subjektive Willkürwahl".

Ich fasse die herausgestellten Eigenarten des ISF noch einmal zusammen:

1) Das ISF hat eine besondere Geschichte. Es ist aus einem Institutskümmerling der Heimatvertriebenenforschung durch "Lutz'sche" Aufpfropfung entstanden, durch die Aktivität seiner Mitglieder zu erstaunlicher Blüte herangereift, aber bis heute in seinem äußeren Erscheinungsbild stark durch die Person des immer noch rührigen Gründervaters Lutz geprägt.

2) Das ISF weist charakteristische organisatorische Eigenarten auf. In den Methoden seiner Subsistenzsicherung gleicht es einem sich an wechselnde Herren verdingenden Söldnerhaufen. In seinem Innern erscheint es als eine hochgradig demokratisierte - radikale - Forschergenossenschaft mit - bis vor kurzem - drei - von außen mehr oder weniger klar erkennbaren - Leitungspositionen.

3) Das ISF verkörpert einen bestimmten Forschungstyp. Seine Arbeiten können allgemein als außeruniversitäre, kontinuierliche, nicht gewinnori-

enterte, auftragsabhängige, industriesoziologische Projektforschung beschrieben werden. Spezifisch stellt sich sein Forschungsprofil als eine um den Betrieb zentrierte "subjektorientierte" Sozialforschung dar, die in spezifisch interdisziplinärer und international vergleichender Weise betrieben wird.

4) Das ISF ist im Hinblick auf seine kontinuierliche hochqualifizierte Forschung mehrfach ins Blickfeld von Gremien gerückt, die sich mit der Entwicklung der empirischen Sozialforschung befassen, und es ist vom Wissenschaftsrat gemeinsam mit vier anderen Instituten zur besonderen Förderung empfohlen worden.

5) Die Entwicklung des ISF ist in vielfältiger Hinsicht durch "Paten" befruchtet und gefördert worden, und das ISF wird als Mitglied einer gut funktionierenden Patengemeinschaft auf Gegenseitigkeit vermutet.

Wer meinen Ausführungen aufmerksam gefolgt ist, dem wird aufgefallen sein, daß ich an einigen Stellen gesagt habe "bis vor kurzem". Das ISF befindet sich z.Zt. nämlich in einer Umbruchphase.

Der Gründervater ist kürzlich offiziell aus der Leitung ausgeschieden, wird aber noch mit Sonderfunktionen in Pflicht und Reichweite gehalten.

Im Innern des ISF hat sich eine differenzierte Führungsstruktur entfaltet, die an das Taylor'sche Funktionsmeistersystem mit einem Obermeister Altmann erinnert. Man probt ein Leben ohne Lutz.

In der Forschungslandschaft schießen seit einiger Zeit zahlreiche kleine, sich auch aus Projektforschung nährende Institute aus dem Boden, die dem arrivierten ISF als Konkurrenten heranwachsen könnten.

Das ISF nährt sich in den letzten Jahren im wesentlichen aus einigen mittelfristig teils fließenden, teils rieselnden Geldquellen (sprich Langfristprojekten bzw. Projektketten), aber es ist höchst unsicher, ob daraus eine sprudelnde Etatquelle entstehen kann, an der man seßhaft werden und damit das Dasein als Projektnomade aufgeben könnte.

Die Hände einiger wichtiger Paten werden infolge zunehmenden Alters, Beförderung oder Regierungsumbildungen zitteriger oder rücken in größere Ferne, und mit dem Segnen klappt es nicht mehr so.

Das sind nur einige Aspekte der Umbruchsituation. Sie machen aber klar, daß sich z.Zt. etliches in Bewegung befindet, und daß das ISF - dessen bisherige Geschichte ein nicht unwesentliches Stück der Geschichte soziologisch orientierter Industrieforschung in der Bundesrepublik ist - auch in Zukunft auf Förderung, auf Hilfe, auf Rat und Tat angewiesen sein wird.

Mein Geburtstagswunsch ist, daß das ISF diese Unterstützung in Zukunft finden möge. Und ich hoffe auch, daß es diese Unterstützung erhalten wird, denn wer die Entwicklung des ISF unterstützt, dient gleichzeitig einem Ziel, dem wir uns wohl alle hier verpflichtet fühlen, nämlich der weiteren fruchtbaren Entfaltung empirischer Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland.

Rationalisierungsdynamik - Organisation industrieller Arbeit - Gesellschaftliche Ungleichheit

25 Jahre besteht das Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung - eine beträchtliche Zeitspanne für ein Institut mit 20-25 wissenschaftlichen Mitarbeitern, das ohne Grundfinanzierung allein auf den Markt der öffentlichen Forschungsmittel angewiesen ist. Forschungsprojekte mußten akquiriert, Forschungskonzepte entwickelt, Beziehungen zu den Institutionen der Forschungsförderung aufgebaut, ertragreiche Forschungsfelder besetzt, Finanzierungsmodi durchgerechnet und erprobt werden. Und nicht zuletzt mußte der Zugang zu den Betrieben, dem primären Forschungsobjekt, immer wieder erschlossen und auf Dauer gestellt werden. Alles in allem - keine leichte Aufgabe. Offensichtlich ist sie mit Erfolg gelöst worden - durch eine kluge Politik, die selbstbestimmte Auftragsforschung mit den Freiräumen der Sonderforschungsbereiche zu einem Forschungsprogramm verband, das allen Respekt abnötigt. Das ist vor allem eine Leistung der beiden Direktoren Burkart Lutz und Norbert Altmann. Ihren intellektuellen und Organisationstalenten ist der Erfolg des Instituts zuzuschreiben - ebenso aber auch der Gruppe von Wissenschaftlern, die sie für das Institut gewonnen, zu produktiver Arbeit stimuliert und zu leistungsfähiger Kooperation motiviert haben.

Der Ertrag ihrer Arbeit kann sich sehen lassen. Weit über 500 Titel habe ich gezählt: Forschungsberichte, Buchpublikationen, Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften, Beiträge in Sammelbänden. Die Liste beginnt 1965 mit einer Expertise von Burkart Lutz über die "Auswirkungen des technischen Fortschritts auf Struktur und Ausbildung des Personals in Walzwerken", einem Folgeprojekt der nun schon legendären Studie "Mechanisierungsgrad und Entlohnungsform" in der Stahlindustrie der Montanunion. Der vorläufig letzte mir zugängliche Titel ist der Aufsatzband "Systemische Rationalisierung und Zulieferindustrie", herausgegeben von Norbert Altmann und Dieter Sauer. Dazwischen liegt eine große Zahl von empirischen Untersuchungen zum Wandel der Beschäftigtenstruktur und Arbeitsmarktverhalten, zum technisch-organisatorischen Fortschritt in der

Industrie und Verwaltung, auch einige stadtsoziologische Arbeiten, Studien zur Qualifikationsforschung, zur Berufsbildung und zur Humanisierung der Arbeit, zur betrieblichen Personalpolitik und Arbeitsmarktsegmentation und in den letzten Jahren vor allem zu den Integrationseffekten computergestützter Produktion. Dazwischen liegen auch immer wieder theoretische Arbeiten, die die Resultate der empirischen Forschung reflektieren, auf gesellschaftliche Entwicklungstendenzen beziehen, neue Forschungsfragen anvisieren.

Die Vielfalt der Titel und Themen ist beeindruckend und verwirrend zugleich - zumal für den Außenstehenden. Gleichwohl lassen sich - so meine ich - einige Themen und Forschungsprobleme benennen, die für die Arbeiten des Münchner Instituts seit seiner Gründung bestimmend waren.

Es sind vor allem zwei Probleme, um die sich die Forschungsarbeiten des Instituts gruppieren:

(1) die Frage nach den Voraussetzungen, Bedingungen und Triebkräften der Strukturierung von Produktionsprozessen; die Frage nach dem Zusammenhang und dem Zusammenspiel von Technisierung und Organisation, von Nutzung lebendiger Arbeit und Qualifikationen, von Entlohnung und Kontrolle.

(2) die Frage nach den Voraussetzungen und Bedingungen der Strukturierung der lebendigen Arbeit; nach den sozialen Prozessen an der Schnittfläche zwischen öffentlichem Bildungssystem, Berufsbildung und betrieblicher Nutzung von Qualifikationen, in denen sich marktfähige Berufe und Qualifikationstypen herausbilden.

Daß diese beiden Problemkreise in einem inneren Zusammenhang stehen, ist unter den Industriesoziologen heute weithin Konsens. Das war es jedoch keineswegs, als die Münchner erstmals - ich vermute, es war in Zusammenhang mit dem Typologieprojekt Anfang der 70er Jahre - ihre These von Technik und Arbeitskraft als "elastischen Potentialen" formulierten. Dieser Einsicht folgten auch die Fragestellungen und Themen der empirischen Untersuchungen; implizit oder auch explizit stellen sie die wechselseitige Verschränkung der Strukturierung von Produktionsprozeß und Typisierung der Arbeitskraft in Rechnung.

Daß der gewählte Problemzuschnitt sich als ungemein ertragreich erwies, dürfte vor allem daher rühren, daß es zum einen gelang, Sequenzen von thematisch verwandten Forschungsprojekten zu initiieren - darunter auch immer wieder international-vergleichende Analysen -, die kumulative Erkenntnisfortschritte ermöglichten. Zum anderen gelang es, die notwendigen theoretischen Überlegungen auf die Dynamik der thematisierten Strukturierungsprozesse zu konzentrieren und ihnen eine begriffliche Fassung zu geben, die sie empirisch operationalisierbar und gesellschaftstheoretisch anschlußfähig machten. Die Rationalisierungsdynamik, wie sie der Münchner Betriebsansatz anvisiert, und die von der Bildungsexpansion ausgelösten Strukturierungseffekte stehen in einem Verweisungszusammenhang, der auf die Reproduktionsmechanik gesellschaftlicher Ungleichheit gerichtet ist.

Mir scheint, hier liegt die spezifische und - angesichts der gegebenen restriktiven Bedingungen - die größte Leistung des Münchner Instituts, sein wesentlicher und unumstrittener Beitrag zur Entwicklung der Industriesoziologie in den letzten Jahrzehnten. Beim erneuten Lesen der theoretischen Texte sind die Schwierigkeiten zu erkennen, den selbst gesetzten theoretischen Ansprüchen zu genügen. Gedankenblitze allein reichten nicht aus, sondern es bedurfte wiederholter Anläufe und kollektiver Anstrengungen in intensiven Diskussionen, den theoretischen Gedanken die angemessene Form zu geben.

Was die Münchner Kollegen mit "Betriebsstrategien" bezeichnen, ist weit mehr als ein Katalog betrieblicher Verhaltens- und Reaktionsweisen; sie bezeichnen Lösungsformen des Problems, Rentabilität unter kontingenten Bedingungen sicherzustellen - oder in einer anderen Theoriesprache: des Problems der einzelbetrieblichen Kapitalverwertung. Und der zentrale Parameter betrieblicher Strategie ist die Gestaltung des Produktionsprozesses, die je spezifische Kombination von Technisierung und Organisation, von Einsatz, Nutzung, Gratifizierung und Kontrolle der menschlichen Arbeit. In einer Reihe von theoretischen Beiträgen - beginnend mit dem Vortrag von Burkart Lutz beim Soziologentag 1968 bis hin zu Günter Bechtles sprödem Essay "Betrieb als Strategie" 1980 - wurde das Konzept "Betriebsstrategie" zu einem theoretischen Paradigma ausgearbeitet, das die Dynamik betrieblicher Rationalisierungen auf Begriffe bringt. Wie eingespielte Formen der Rentabilitätssicherungen aufgebrochen, externe und interne Kontingenzen kontrolliert und neue produktive Ressourcen

erschlossen werden, wie das Räderwerk der Produktivitätssteigerung in Gang gehalten wird - das macht den Kern des Paradigmas aus. "Schrankenlosigkeit in Grenzen", so die unnachahmliche Formulierung Bechtles. Gewiß, der theoretische Status des Strategiebegriffs - ob struktur- oder handlungstheoretisch zu verstehen - ist nicht ganz eindeutig. Aber auch Adam Smith und Marx mußten zu dunklen, dem Bereich des Magischen entnommenen Formulierungen greifen, um den Prozeß der dinghaften Objektivierung zu bezeichnen, der für das ökonomische Handeln charakteristisch ist.

Durchaus realitätsgerecht ist das Bild, das im "Paradigma der Betriebsstrategien" von den betrieblichen Akteuren entworfen wird. Es wirft Licht auf die tätige Seite des betrieblichen Managements - einen Akteur, der bislang von der Industriesoziologie recht stiefmütterlich behandelt wurde. Es wäre ein leichtes, die Kategorien des Paradigmas so zu wenden, daß sie dem Lob der revolutionären Taten der Industriebourgeoisie im "Kommunistischen Manifest" um nichts nachstünden.

Lebendige Arbeit indes bleibt im kategorialen Rahmen des Paradigmas wesentlich Objekt. Das schließt ein - wie in den Untersuchungen des Instituts immer wieder deutlich wird -, daß Subjektivität in der Arbeit - "tacit knowledge" oder auch akkumulierte Berufserfahrung - nach wie vor unverzichtbar ist. Jedoch - tarifvertragliche Regelungen, Mitbestimmungsrechte des Betriebsrats oder Normen des Arbeitsschutzes sind als extern gesetzte Bedingungen betrieblichen Handelns Material betrieblicher Strategien: Sie können genutzt, neutralisiert oder auch unterlaufen werden. Nirgendwo wird das deutlicher demonstriert als in der Untersuchung über die Praxis der "neuen Arbeitsformen": Die beobachtbaren realen Verbesserungen der Arbeitsbedingungen finden ihre Grenzen darin, daß sie Element von Rationalisierungsstrategien sind, mit denen die Betriebe neuen Markterfordernissen begegnen. Den Gewerkschaftern und Betriebsräten haben die Münchner Untersuchungen immer wieder die Risiken, Sackgassen und ungeplanten Folgen der eingespielten Formen der Interessenvertretung verdeutlicht und keine Illusionen über die Chancen eines Co-Managements aufkommen lassen: Die ausgehandelten Bedingungen der Nutzung der Arbeitskraft bleiben stets hinter der Rationalisierungsdynamik zurück.

Verschärft und zugespitzt wird diese Diagnose in der These von der "systemischen Rationalisierung", der derzeit dominierenden Betriebsstrategie

- auch dies, so ist zwischen den Zeilen zu lesen, ein neuer Triumph der kapitalistischen Ökonomie, eine neue Großtat des Managements. Systemische Rationalisierung setzt - wie nachdrücklich von der Arbeitsgruppe um Altmann, Deiß, Döhl und Sauer hervorgehoben wird - auf die Elastizität der Informationstechnologien, nicht mehr die der Arbeitskraft, die nur mehr zur Bewältigung von Kontingenzen gefragt ist. Gesellschaftstheoretisch eröffnet die entwickelte These der systemischen Rationalisierung neue Einsichten: Das Zentrum der Rationalisierung rutscht gewissermaßen in den informationstechnisch hergestellten Zusammenhang von Teilprozessen, die auf verschiedene Betriebe verteilt, zu Produktionsketten sich verbinden. Die schon in den frühen theoretischen Überlegungen als "analytisch" bestimmte Einheit des Betriebs wird real. Unbeschadet ihrer rechtlichen Eigenständigkeit werden die Zulieferbetriebe zu unselbstständigen Elementen, Quasi-Abteilungen, eines betriebsübergreifenden Produktionszusammenhangs. Die sich abzeichnende neue Form der "Vergesellschaftung der Produktion" tangiert freilich auch das Zentrum des Strategiebegriffs: Betriebliche Autonomie wird in informationstechnischem Zusammenhang zur "gesteuerten Autonomie", und "Strategie" selbst stellt sich erst im übergreifenden Zusammenhang, "im Rücken" der Betriebe her.

Zum zweiten Problemkreis: der Strukturierung von Arbeitskraft. Burkart Lutz hat in mehreren Aufsätzen den von der Bildungsexpansion in Gang gesetzten "meritokratischen Zirkel" beschrieben. Der Gedanke wurde zunächst an einem Vergleich deutscher und französischer Betriebe entwickelt und dann zu einer vergleichenden Analyse der Beziehungen zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystemen in den westeuropäischen Ländern weiterentwickelt - gelegentlich in schwindelerregender Manier über Abgründe von empirischen Daten hinweg, aber stets mit der ihm eigenen Brillanz. Zu erinnern ist jedoch an eine Reihe von empirischen Untersuchungen, die für seine Überlegungen die materiale Grundlage abgeben. Zu nennen sind vor allem die Studien zur Facharbeiterthematik, an denen noch Friedrich Weltz mitgearbeitet hat, über die Tätigkeit von Ingenieuren und Technikern und über die Ausbildungspraxis in der Stahl- und Chemieindustrie. In ihnen wird vor allem die Bedeutung des dualen Berufsbildungssystems transparent, die die Bundesrepublik zu einem Sonderfall in Westeuropa werden läßt.

Der Erkenntnisfortschritt der Lutz'schen Überlegungen besteht - so meine ich - vor allem darin, daß in dem Zusammenspiel von Bildungsexpansion und betrieblicher Nutzung von Qualifikationen mitsamt seinen Sekundäreffekten für die Betriebe wie das Bildungssystem ein Prozeß der Ausweitung gesellschaftlicher Ungleichheiten sichtbar wird. Er droht ein Karrieresystem zu etablieren, das zu überzogenen und kostspieligen hierarchischen Strukturen mit erheblichen Lohn- und Einkommensdifferenzen tendiert. Wie die Rationalisierungsdynamik der Produktivitätssteigerung den Lohnkonflikt entschärft, so die beschriebene Dynamik von Bildungs- und Beschäftigungssystem den Klassenkonflikt. Eingeschlossen ist darin freilich auch ein Prozeß der Hegemonialisierung von Wertmaßstäben bürgerlicher Provenienz.

In seinen neuesten Arbeiten hat Burkart Lutz das Modell des meritokratischen Zirkels "historisiert", indem er es in Beziehung setzte zur Herausbildung von internen Arbeitsmärkten im Zuge der Durchsetzung der - wie es so schön heißt - "tayloristischen Syndromatik" in der Prosperitätsphase des Nachkriegskapitalismus. Wenn ich richtig sehe, läuft die Forschungsstrategie darauf hinaus, die nationalspezifischen Entwicklungspfade des Verhältnisses von Bildungs- und Beschäftigungssystem zu identifizieren und nachzuzeichnen: wie Strukturen der formalen schulischen Qualifizierung und ihrer Nutzung im Arbeitsprozeß, einschließlich der - in Umfang und Ausrichtung variierenden - betrieblichen Qualifizierung zusammenspielen und sich schließlich in der Struktur von Arbeitsmärkten verfestigen. Fraglos gehört es zu den unbestreitbaren Verdiensten des Münchner Instituts, daß es schon früh den Arbeitsmarkt zum Thema seiner Forschung gemacht und das Konzept der Arbeitsmarktsegmentation in die sozialwissenschaftliche Diskussion in der Bundesrepublik eingeführt hat. Ich erinnere nur an die Augsburg-Studie 1972, an die Arbeiten von Werner Sengenberger und Christoph Köhler und die ungemein erhellende Untersuchung 1983 über die Funktionsweise der Arbeitsmärkte in der amerikanischen und deutschen Automobilindustrie. Und soweit ich sehe, ist die von den Münchner Kollegen vorgeschlagene Charakterisierung des Arbeitsmarktes in der Bundesrepublik weithin akzeptiert worden. Nimmt man zusammen, was in den einschlägigen Untersuchungen zutage gefördert wurde, dann ist die Tendenz einer zunehmenden Heterogenität der Klassenlagen unverkennbar. Wie Ingrid Drexel jüngst in einem Aufsatz dargelegt hat, lassen sich die Segmentationsbefunde über die Kategorie der "Reproduktionsmuster" an die betriebliche Rationalisierungsdynamik anschließen.

Als letztes möchte ich noch eine Argumentationslinie anführen, die von Beginn an für die Münchner charakteristisch war: Stets haben sie gegen den "Technik-Determinismus" in der Industriesoziologie polemisiert und die These von der Technik als einem elastischen Potential dagegengesetzt. In sehr überzeugender Weise wird das belegt in dem 1989 erschienenen Sammelband "Technikentwicklung und Arbeitsteilung im internationalen Vergleich". Gezeigt wird, wie die Einsicht in den Zusammenhang von Rationalisierungsdynamik und Qualifizierungssystem einen analytischen Zugang eröffnet zu den gesellschaftlichen Konstitutionsprozessen von Technologien. Und demonstriert wird, wie aufgrund von nationalspezifischen Konstellationen fertigungspraktische Qualifikationen und Konstruktions-traditionen austrocknen können, so daß Informatiker die Entwicklung der Produktionstechnik dominieren können - mit dem Resultat einer verwissenschaftlichen Technik, die auf eine polarisierte Struktur der Arbeitsorganisation abgestellt ist. Mir scheint das ein sehr erfolgversprechender Weg, dem gesellschaftlichen Problem der Technik, die ja bislang ein theoretisches Rätsel für die Soziologie geblieben ist, näherzukommen. - Deutlich wird daran ein wesentliches Moment gerade der wichtigsten Münchner Arbeiten: daß sie ihren Gegenstand als historischen begreifen. Die Gegenwart als Geschichte zu verstehen, diesem Prinzip auch in der empirischen Forschung Rechnung zu tragen, scheint mir in der augenblicklichen Situation dringlicher denn je. Die Münchner haben das Ihre getan, daß diese Einsicht in der Industriesoziologie nicht völlig verloren ging.

Die gesellschaftstheoretischen Intentionen, die sich von Beginn an mit den Arbeiten des Instituts verbanden, sind - so meine ich - in einer Weise eingelöst worden, wie es angesichts seiner äußeren Bedingungen schwerlich erwartet werden konnte. Ich vermute, diese Leistung ist auf verwandte Motivlagen zurückzuführen, die im Institut zusammentrafen: das sozialreformerische Engagement der unmittelbaren Nachkriegszeit, für das Burkart Lutz steht und das er durchgehalten hat; die theoretischen Motive des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, von Horkheimer und Adorno, bei denen Norbert Altmann studierte und die ihn prägten; und schließlich die politischen und theoretischen Anregungen der Studentenbewegung, die die älteren Mitarbeiter des Instituts aufgenommen haben. Im ISF sind diese Motive eine glückliche und produktive Verbindung eingegangen.

Es bedarf keiner ausdrücklichen Belege, daß die Arbeit und die Leistungen des Instituts der Industriosozologie zugute kamen. Wenn sie nach wie vor zu den forschungsintensivsten Zweigen unserer Disziplin zählt, dann ist das auch Verdienst des Münchner Instituts und seiner Mitarbeiter. Die Profession steht jedenfalls tief in ihrer Schuld. Das bezieht sich auf Forschungspraxis wie Forschungspolitik. Die von den Münchnern favorisierte Methode der Betriebsfallstudien wurde zum vorherrschenden Verfahren in der Industriosozologie. Und soweit ich sehe, hat kein anderes Institut oder Forschungszentrum international-vergleichende Analysen zu einem selbstverständlichen Bestandteil seines Arbeitsprogramms gemacht. Und gerade wesentliche Erkenntnisfortschritte der Münchner sind ohne den Blick über die Grenzen gar nicht zu denken.

Von erheblichem Gewicht ist das ISF in allen forschungspolitischen Fragen. Das Urteil von Burkart Lutz und Norbert Altmann ist gefragt, wenn es um die Konzipierung und Weiterentwicklung von Programmen geht, bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft ebenso wie in den Ministerien. Ihr Wort zählt auch bei den Ingenieurwissenschaftlern und Ergonomen. Nicht zuletzt haben sie viel dazu beigetragen, daß bei Arbeitgebern und Gewerkschaften die Auffassung Platz greifen konnte, daß industriosozologische Forschung notwendig ist und auch für die Praxis relevant ist - durch die Vermittlung von Einsichten. Wenn - wie mir scheint - auch bei Praktikern jetzt vielfach die Meinung anzutreffen ist, daß "High-Tech" nicht immer der Königsweg für betriebliche Rationalisierungsmaßnahmen ist und Berufsbildung, die Mischung von theoretischem Wissen und praktischer Erfahrung, zumindest ebenso wichtig ist, dann ist das auch den vielfältigen Aktivitäten von Burkart Lutz zu verdanken. Gelegentlich schreckt er dabei auch vor tollkühnen Ratschlägen nicht zurück. So etwa hat er jüngst den Gewerkschaften wie den Arbeitgebern empfohlen, die bislang praktizierten Entlohnungsprinzipien auf den Kopf zu stellen: Arbeit mit hohen Belastungen und fehlenden Aufstiegschancen sollte durch relativ hohe Entlohnung kompensiert werden; die bestehenden "kumulativen Ungleichheiten" seien in "kompensatorische Ungleichheiten" zu überführen.

Wenn Burkart Lutz jetzt mit seinem 65. Geburtstag aus dem Direktorium des Instituts ausscheidet, dann sei ihm die dadurch gewonnene Zeit und Muße gewiß vergönnt. Fürs erste jedoch bleiben seine Talente dem Institut erhalten. Das ISF - dessen bin ich mir sicher - wird aufgrund der akkumulierten Kompetenz und Forschungserfahrung seiner Mitarbeiter un-

ter der Regie von Norbert Altmann auch künftig seine Stellung behaupten. Gleichwohl ist zu wünschen, daß Burkart Lutz noch lange aktiv bleibt - die Industriesoziologie wie auch die soziologische Profession haben seinen anregenden und produktiven Geist nötig.

Ein kleines Notabene: Wenn ich nur einige, nicht alle Mitarbeiter des Instituts namentlich erwähnt habe, dann ist das einzig und allein meiner selektiven Betrachtungsweise zuzuschreiben. Ohne den Beitrag der nicht namentlich Genannten wäre das ISF nicht das, was es ist und bleiben sollte.

ISF München (1990): Vorträge zum 25jährigen Bestehen des ISF und zum 65. Geburtstag von Burkart Lutz. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-68049>

Burkart Lutz unter den Soziologen der Bundesrepublik

Eine Laudatio auf Burkart Lutz ist an dieser Stelle nicht nur am Platze, weil er vor 25 Jahren mit Norbert Altmann das Institut gründete und gemeinsam mit den hier tätigen Mitarbeitern zu einer der international angesehensten industriesoziologischen Forschungsstätten machte, sondern auch und vor allem, weil er vor einigen Wochen, am 27. Mai, sein 65. Lebensjahr vollendete. War er zwar sehr darum bemüht, davon kein Aufheben zu machen, so wird man ihm darin gewiß nicht folgen sollen, zumal er zugleich seinen Teil der aktiven Leitung des Instituts im Hause in andere Hände legte. Ein wichtiges Datum also in seinem Leben und dem des Instituts.

Unter den Soziologen der Bundesrepublik ist Burkart Lutz ein Solitär. Ihm gelang in seinem Berufsleben das einzigartige Kunststück, eine immer gewährte Außenseiterrolle mit der Position eines ebenso kenntnisreichen wie problembewußten Insiders derart trefflich zu verbinden, daß er sein von Anfang an gesetztes Ziel, für seine wissenschaftlichen Erkenntnisse nicht nur professionelle Zustimmung zu finden, sondern ihnen auch gesellschaftlichen Einfluß zu verschaffen, in erstaunlichem Maße erreichte. Burkart Lutz bewahrte seine risikoreiche Eigenständigkeit gegenüber dem Sicherheitsangebot des Öffentlichen Dienstes und der Prestigeverlockung der Universität als Beamtenhierarchie und fand doch profunde Anerkennung im Feld der institutionalisierten Wissenschaften und ihrer Organisationen, in denen alle anderen einflußreichen Figuren verbeamtete Professoren sind oder es werden wollen. Burkart Lutz hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß sein Herz für die Arbeiterbewegung schlägt und ist doch wie keiner der Industriesoziologen unseres Landes fähig und in der Lage, bei den Kapitalisten aller Größenordnungen, den gesellschaftlichen Organisationen, den politischen Parteien, den parlamentarischen und staatlichen Instanzen für seine Argumente Gehör und für sein Vermögen als Vermittler Resonanz zu finden.

Bei allem hilft ihm gewiß seine große Begabung, mehr aber noch, was er in seinem Leben daraus machte. Für die Angehörigen seiner Generation war der Anfang des Lebens als Erwachsene mit dem Ende von Nationalsozialismus und Krieg unmittelbar verknüpft. "Ende und Anfang" hieß die links-katholische Zeitschrift, für die er nach dem Kriege zusammen mit Theo Pirker arbeitete und die er beim Wirtschaftsrat in Frankfurt vertrat. Sein zunächst durch Militärdienst, später durch Kriegsgefangenschaft, dann durch Berufstätigkeit immer wieder unterbrochenes Studium befaßte sich mit der Volkswirtschaftslehre ebenso wie mit der Mathematik und der Philosophie. Doch der neue Anfang hieß Soziologie, aber nicht als akademische Disziplin, sondern als praxisorientierte Sozialforschung. Soziologie als Studienfach gab es zu jener Zeit an den deutschen Universitäten noch nicht wieder. Die künftigen Soziologen waren deshalb in anderen Fächern eingeschrieben und danach zumeist außerhalb der Universitäten tätig.

Lutz fand das Thema seines Lebens, die Rationalisierungsdynamik und ihr widerspruchsvolles Verhältnis zur Organisation der industriellen Arbeit und zur Verminderung gesellschaftlicher Ungleichheit, denn auch nicht im Vorlesungsverzeichnis, sondern beim Selbststudium der in jenen Büchern zitierten sozialwissenschaftlichen Literatur, die er als freiberuflicher Übersetzer ins Deutsche übertrug wie Friedmanns "Der Mensch in der mechanisierten Produktion", der "Zukunft der Arbeit", der "Grenzen der Arbeitsteilung" und Fourastiés "Die große Hoffnung des zwanzigsten Jahrhunderts". In seinen aufschlußreichen Vorworten dokumentierte Lutz sein Bild von der wissenschaftlichen Sozialforschung und deren gesellschaftlichen Aufgaben.

Die jüngeren Soziologen wandten sich damals gegen die traditionsreiche Technikkritik des einheimischen Bildungsbürgertums, das sich mit dem militaristischen Obrigkeitsstaat wilhelminischer wie nationalsozialistischer Prägung so gut verstanden hatte. Die Arbeitsproduktivität der technischen Arbeitsteilung als Potential friedlichen Fortschritts hatte nach den vorangegangenen Katastrophen ihrer destruktiven Instrumentalisierung ungemaine Attraktivität gewonnen - als große Hoffnung wenigstens der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Daß dabei die traditionellen Herrschaftsverhältnisse in den Betrieben und eine tayloristische Arbeitsorganisation als ebenso irrational wie bedrohlich "für die menschliche Würde und Entfaltung der Persönlichkeit des arbeitenden Menschen" (Der Mensch in der mechanisierten Produktion, S. 9) und eben auch für die in-

dustrielle Entwicklung angesehen, kapitalistisches Profitstreben in die Schranken verwiesen, gesamtgesellschaftlicher Planung aber große Bedeutung zugemessen wurde, entsprach einem weithin geteilten Grundverständnis jener Zeit. Ohne Frage wurde die Position der jungen Industrie-soziologie von einem beträchtlichen Technikoptimismus bestimmt, gepaart allerdings mit ebenso beträchtlichen methodischen Anforderungen an die sozialwissenschaftliche Reflexion wegen der Komplexität der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Unser Jubilar, ausgestattet mit allen Gaben und einem steten Interesse, historische Epochen zu erkennen und gesellschaftliche Abläufe zu systematisieren, hat in jüngerer Zeit immer wieder Gelegenheit genommen, den Technikoptimismus der frühen Industriosociologie nach dem Zweiten Weltkrieg erkenntnistheoretisch als Technikdeterminismus darzustellen, also als eine eher monokausal angelegte Wirklichkeitsanalyse aufzufassen. Gern nutze ich diese Gelegenheit, zumindest ihn von seiner Geschichtsschreibung auszunehmen. In dem programmatischen Aufsatz "Der Roboter und die Freiheit", den er 1952 in den Frankfurter Heften veröffentlichte, beginnt er die methodische Diskussion, um den damals in Deutschland herrschenden "Nebel terminologischer Mißverständnisse und methodischer Unklarheiten" zu lichten, mit der unmißverständlichen Feststellung: "Zunächst sei von Anfang an jede Einfaktoren-Rechnung ausgeschlossen. Die gesellschaftliche Wirklichkeit ist komplex; keine ihrer Erscheinungen und Beziehungen ist auf nur eine Ursache rückführbar. Der Ablauf des geschichtlich-gesellschaftlichen Lebens ist vielschichtig in dem Sinne, daß kein Moment seiner Bewegung nur in einem Bereich, einer Schicht, einer Dimension wirkend und begreifbar wäre. Man muß jede einzelne Erscheinung mit dem Ganzen in Beziehung setzen, um sie richtig erfassen, werten und beeinflussen zu können." (S. 319)

Das ist, wie wir alle wissen, nicht so einfach und war es damals im "Niemandland" zwischen den Theoremen der "Entfremdung" und der "Psycho-technik", wie Heinrich Popitz das weithin unbekannte Terrain im Vorwort zu "Technik und Industriearbeit" (S. V) bezeichnete, erst recht nicht. Wirft man einen Blick zurück auf die großen Studien des Anfangs in der deutschen Eisen- und Stahlindustrie, deren erste die von Theo Pirker, Burkart Lutz und Siegfried Braun im Rahmen des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften über "Arbeiter-Management-Mitbestimmung" war, so ist über mangelnde Reflexion der gesellschaftlichen Komplexität der Untersuchungsgegenstände nicht zu klagen. Wie hätte auch sonst die empirische Sozialforschung gerade denen von Nutzen sein sollen,

für die Lutz sie so dringlich forderte, nämlich den arbeitenden Menschen. Wie sollte auch anders der frühen Erkenntnis des für das Verhältnis von Technik und Industriearbeit zentralen Sachverhalts Rechnung getragen werden, "daß man von einem bestimmten Entwicklungsstand der industriellen Techniken an auf die freiwillige Mitarbeit und Mitbestimmung der Belegschaft nicht verzichten kann, wenn man den technisch möglichen Ertrag des Unternehmens wirklich erzielen will" (S. 325), wie Lutz in "Der Roboter und die Freiheit" formulierte.

Die Ergebnisse dieser Studien aus Düsseldorf, Dortmund und Frankfurt, so verschieden sie methodisch angelegt waren und was immer in jener Zeit erbitterter Auseinandersetzung um die Mitbestimmungsgesetze die höheren Etagen der Geldgeber mit ihnen beabsichtigt hatten, stimmten in den Grundzügen derart überein, daß sie nicht gegeneinander ausgespielt werden konnten. Die Mitarbeiter wollten das schon gar nicht. Sie lernten sich auf diese Weise kennen und gründeten zusammen mit den Hamburgern aus der Studie über die Berufsnot der Jugend den sogenannten Industrie-soziologencлуб, der bald auch Habermas, Dahrendorf und Lepsius aufnahm. So geriet Burkart Lutz unter die jungen Soziologen der Bundesrepublik, die dann, wie Hans Paul Bahrdt selbstironisch formulierte, überganglos zu "Altmeistern" wurden, sicher Lutz nicht so überganglos wie Bahrdt, aber ein Meister ist er wirklich geworden.

In den späteren 50er Jahren, nun in Kooperation mit dem Institut für Sozialforschung, betrieb er maßgeblich ein erstes großes internationales Forschungsprojekt, getragen von der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl. Der in der Tat ziemlich technisch-determinalistischen Ausgangsfragestellung der Hohen Behörde, inwieweit die fortschreitende Mechanisierung Ziele und Wirkungsmöglichkeiten der Leistungsentlohnung in Walzwerken beeinflusste, begegnete Lutz schon in der ersten Phase des Projekts, einem Vergleich von Erhebungen in sechs EG-Ländern, mit der Feststellung, daß die Krisenerscheinungen der Leistungsentlohnung weit weniger von schwindender Beeinflußbarkeit des Produktionsprozesses durch die Arbeitenden als durch die Veränderung der menschlichen Arbeit selbst bedingt waren, "der Ausbildung neuer Einstellungen zur Arbeit, dem Beginn einer mehr oder weniger sportlichen Identifizierung des Arbeiters mit seiner Arbeit und seinem Produkt" (Mechanisierungsgrad und Entlohnungsform, S. 134). Jedenfalls bei den Rationalisierungsgewinnern, würden wir heute sagen.

Dem internationalen Vergleich, insbesondere im Hinblick auf Frankreich, blieb Burkart Lutz im weiteren eng verbunden. Eine Schlüsselrolle für seine industrie- wie arbeitssoziologische Erkenntnis spielte die Untersuchung in deutschen und französischen Betrieben (1971/72) "Zum Einfluß des Bildungssystems auf die Gestaltung betrieblicher Arbeitskräftestrukturen". Daß bei steigender Komplexität technischer Arbeitsanforderungen auch die polytechnische Qualifikation der in entsprechenden Positionen Arbeitenden zunehmen müsse, hatte er schon früh bei Friedmann gelernt. Fragen von Ausbildung und Qualifikation beschäftigten ihn in vielen empirischen Untersuchungen seit der WWI-Studie. Über die "Berufsaussichten und Berufsausbildung in der Bundesrepublik" äußerte er sich in den Sechzigern Jahr für Jahr in großen Dokumentationen im "stern". Seit die Expansion weiterführender Schul- und anschließender Hochschulbildung auch in der Bundesrepublik erkennbar wurde und sich immer mehr durchsetzte, gilt seine Sorge der Zukunft der beruflichen Bildung, deren außerordentliche Bedeutung für den gesellschaftlichen Fortschritt er früh betonte. Dabei geht es ihm nicht nur um die wirkungsvolle Verknüpfung von Qualifikation und Sozialisation bei der Berufsausbildung im dualen System, sondern um das Offenhalten individueller Weiterbildungs- und Aufstiegschancen für Facharbeiter und Fachangestellte. Seine Kompetenz und sein Engagement in dieser Sache führten Burkart Lutz nicht nur in den Deutschen Bildungsrat, sondern beinahe auch auf einen anderen Berufsweg. 1970 sollte er erster Präsident des neu gegründeten Bundesinstituts für Berufsbildungsforschung in Berlin werden, und er amtierte dort auch schon, bis die restriktiven Verfahrensweisen der Bonner Ministerialbürokratie ihn seiner Münchner Freiheit zurückgaben.

Das Institut, klug gestützt durch die Gründung von gemeinsamen Sonderforschungsbereichen mit der Universität, bot den Rahmen für ertragreiche empirische Forschungsprojekte, aufregende theoretische Artikel und bedeutende Monographien wie die über den "Kurzen Traum immerwährender Prosperität" oder über die betriebliche Arbeitskräftestrategie. Dabei machte er sich zugleich in einem außerordentlichen Maß um die Profession verdient, um die Industriesoziologie im besonderen und die Soziologie in der Bundesrepublik im allgemeinen. Mit Werner Mangold zusammen wurde er 1971 für acht Jahre zum Fachgutachter für empirische Sozialforschung bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft gewählt und wiedergewählt. Damals gerieten die zuvor so spektakulären Sozialwissen-

schaften ins Kreuzfeuer der Kritik aller Richtungen. Um so mehr kam es auf die Maßstäbe der Gutachter an. Beispielhaft haben Lutz und Mangold die Qualität der Vorhaben, ungeachtet welcher Schule oder Richtung die Antragsteller zugehören mochten, als Kriterium hochgehalten. Ihren Nachfolgern waren und sind sie ein Vorbild.

Mit der Organisation des Schwerpunktprogramms Industriesoziologie strukturierte Lutz weithin dieses Forschungsfeld. Zur Lage der soziologischen Forschung in der Bundesrepublik im allgemeinen publizierte er 1975 die Ergebnisse einer Enquête der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, deren Vorstand er in den Siebzigern viele Jahre lang angehörte. 1983 bis 1986 wurde er dann zu ihrem Vorsitzenden gewählt - zum ersten Mal kein Ordinarius. Die Soziologentage in Dortmund und Hamburg während dieser Zeit behandelten die gesellschaftliche Entwicklung und im besonderen deren Verhältnis zur Technik.

Es versteht sich, daß seine Kompetenz und Erfahrung, sein Einfallsreichtum und Überblick von vielen Gremien und Instanzen im In- und Ausland gesucht wurden und werden. Für seine Verdienste um die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich erhielt er den Alexander von Humboldt-Preis. Schwer vorstellbar, daß Burkart Lutz nicht der aktive Forscher bleiben wird, der er immer war. Darauf zählen so viele, besonders seine Freunde. Denn mit niemandem kann man sich so herrlich streiten wie mit ihm und lernt dabei so viel.

Lieber Burkart Lutz, ad multos annos.

Dankesworte

Das Drehbuch, das meine Kollegen, die ab jetzt meine verbleibenden Berufsjahre leitend begleiten werden, für diese Veranstaltung geschrieben haben, sieht - wenn ich das richtig mitbekommen habe - an präzise dieser Stelle vor: "Burkart Lutz hält es jetzt nicht mehr länger aus, einer Veranstaltung beizuwohnen, auf der er nicht selber reden darf". Und deshalb hat man mir zehn Minuten eingeräumt. Doch ein wenig hat es mir schon auch die Sprache verschlagen, nach all dem, was eben gesagt wurde. Ich möchte trotzdem auf drei Dinge eingehen:

Wenn das, was ich zustande gebracht habe, zustande gebracht werden konnte, dann nicht zuletzt, weil ich auf etwas zählen konnte, nämlich - und Herr Bolte, ich möchte Ihren Begriff der Paten gerne ein wenig interpretieren - die Solidarität meiner Generation. Ich glaube, dieses ist eine Sache, die sich viele unter den Jüngeren schwer vorstellen können, nämlich welche Bedeutung für die Soziologen in unserer Generation das Gefühl und das Bewußtsein eines gemeinsamen Schicksals hatten und das Bewußtsein, auf dem Hintergrund dieses gemeinsamen Schicksals und in bewußter Verarbeitung dieses Schicksals einen bestimmten Berufsweg gegangen zu sein und nicht aus zufälligen Gründen das Fach der Soziologie gewählt zu haben. Und ich möchte den drei Kollegen aus dieser Generation, die hier in diesem Raum sitzen - Herr Bolte, Sie haben recht, man soll Paten nicht nennen, aber die Generationssossen muß ich nennen -, für ihre vielfältige Hilfe danken, das sind also Sie, das ist Ludwig von Friedeburg und das ist nicht zuletzt Werner Mangold, von dem ich mich besonders freue, daß er heute hier ist, wenngleich er zu bescheiden war, irgendetwas sagen zu wollen. Das ist der eine Punkt; und ein bißchen besorgt bin ich schon, ob meine jüngeren Kollegen, die das Institut in den kommenden Jahren weiterführen werden, ein funktionales Äquivalent, ein funktionales Substitut für diese dann doch immer wieder abschirmende, absichernde Funktion der Generationssolidarität finden werden.

Ein zweiter Gedanke zur Außenseiterrolle: Herr von Friedeburg, so ist es, und ich hab sie irgendwo auch immer genossen, die Außenseiterrolle,

wenngleich sie mich etliche schlaflose Nächte gekostet hat, aber vielleicht hält dies ja auch jung. Nur, wenn diese Außenseiterrolle durchstehbar war, dann insbesondere deshalb, weil ich mir doch immer sehr klar darüber war, daß sie unbedingte Qualität voraussetzt. Wer sich in eine Außenseiterrolle begibt, muß gut sein, sonst ist er verloren. Und ich glaube, dies war so etwas wie ein Grundverständnis meines eigenen beruflichen Lebens. Wieweit ich den Anspruch eingelöst habe, das ist eine ganz andere Sache. Das steht auf einem ganz anderen Blatt. Aber ich habe immer das Bewußtsein gehabt, daß es nicht ausreicht, daß ich meine Sache ordentlich mache, sondern daß das, was ich tue, wirklich gut sein muß, und das hat manchen jüngeren Kollegen, die mit mir zusammengearbeitet haben, ja auch einige Schmerzen bereitet.

Hieran möchte ich noch einen dritten Punkt anschliessen: Das Institut ist nie nur der Lutz gewesen. Und auch nicht nur Altmann und Lutz, wenngleich wir vielleicht in der Außenwahrnehmung eine besondere Bedeutung hatten. Das Institut war immer auch eine Gruppe, eine Generation, eine Gruppe von jüngeren Sozialwissenschaftlern, die heute auch nicht mehr so jung sind. Und ich glaube, man muß auch dies einmal offen aussprechen: Wenn das Institut sein 25. Lebensjahr erreicht hat, und zwar in einem Zustand, der zumindest augenblicklich stabil ist, solide ist, konsolidiert ist, angesehen ist, dann deshalb, weil eine ganze Reihe der Kollegen, die heute das Institut repräsentieren, sich nicht dagegen aufgelehnt haben, daß sie in einer Falle gefangen wurden. Denn das Institut war immer auch eine Karriere Falle gewesen. Ich will jetzt keine Namen nennen, Herr Bolte, man kann sie nicht nennen, aber ich glaube, die Zahl der Sozialwissenschaftler, die heute Mitarbeiter des Instituts sind und die ohne weiteres an einer ordentlichen Universität einen ordentlichen Lehrstuhl haben könnten, wenn sie rechtzeitig karrierebewußt agiert hätten und sich eben nicht von Altmann und mir in den Wettlauf um die Qualität hätten hineinverlocken lassen - um die Zahl dieser Kollegen abzuzählen, bräuchte man mehr als die Finger einer Hand. Dieses wollte ich doch noch einmal gesagt haben. Denn hiervon lebt das Institut. Und dieses war eigentlich auch der Boden, auf dem ich alles habe schaffen können, was ich in den letzten 20 Jahren geschafft habe.

So, jetzt gebe ich laut Drehbuch wieder an die Regie zurück. Jetzt geht's im normalen Text weiter.

Gert Schmidt

Zur Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexionen - und andere Reflexe

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen - werte
Festgäste,

mit Blick auf mein Thema beginne ich mit den "anderen" Reflexen!

In seiner Begrüßung hat es Herr Altmann ja bereits kundgetan:
Ich bin dabei gewesen.

Ein Anfang war's so ziemlich des ISF und so ziemlich ein Anfang war's
auch für mich.

Die Einladung, zum 25. Geburtstag des Institutes etwas sagen zu dürfen,
hat mich gefreut:

Immerhin hat man mich dort einige 100 Wochen - von 1966 bis 1973 - im
doppelten Wortsinne - "ausgehalten". Und dies, obwohl ich viele Morgen
mit einer großen Flasche Coca-Cola und einem mächtigen Stück Prinzre-
gententorte zum Dienst erscheinend, ein erhebliches alltagszivilisatori-
sches Problem darstellte.

Nun, meine Damen und Herren, Sie werden möglicherweise von einem
"Ehemaligen" zu Anlaß dieses Festtages ein paar Schmunzelgeschichten
aus der Frühzeit des Institutes erwarten. Freilich, speziell von mir erwar-
ten nicht wenige unter Ihnen vor allem "auto-poetische" ISF-Erinnerungen
- die Formel hier nicht ganz exakt im Sinne ähnlich klingender bedeuten-
der Bielefelder Soziologie-Position gebraucht.

Geschichten zum sonnigen Automobilismus am ISF der 60er Jahre
gibt's/gäb's viele: ...

Heute ist das ja alles passé, aber: Die Auto-Geschichte des ISF ist nicht allein bemerkenswert wegen des einen oder anderen Geschichtchens, das hierüber in die große Historie des Institutes eingeschrieben ist:

In systematischer Hinsicht, als Element der sozialen Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexion, ist das Automobil über die erwähnte Bedeutung für die Stabilisierung von Alltagskommunikation in einer sozialwissenschaftlichen Forschungseinrichtung der 60er Jahre hinaus eine wichtige Bildungseinrichtung des ISF gewesen. Alle "frühen" ISFler haben als Mitreisende von Lutz gen Luxemburg, Regensburg und Ulm unheimlich viel erfahren aus der Anfangszeit jener 40 Jahre Gesellschaftsgeschichte Bundesrepublik, die nun zu Ende gehen, von den berühmten Mannesmann-Studien, vom Beginn der Soziologie in den späten 40er und frühen 50er Jahren ...

Und wer dann auch noch das Vergnügen hatte, mit Herrn Weltz an den Gardasee zu Projektarbeit zu reisen, wurde ganz anstrengungsfrei zu einem Experten des Alpenkrieges 1915-17 herangebildet.

Stichwort: Das Automobil als rollender Seminarraum!

Ich habe Schwierigkeiten, mir vorzustellen, daß es heute für diese Einrichtung ein angemessenes funktionales Äquivalent am ISF gibt - aber historisches Begreifen von Institutionen und Gesellschaft schließt ja die Aufforderung mit ein, auf bekannte und vertraute Elemente von Sozialität und Gesellschaftlichkeit tapfer zu verzichten.

Es fällt mir schwer. - Ich muß mich aber bremsen mit meinen auto-imagepflegenden Reflexen.

Die mir hier verbleibende Redezeit und meine biographisch-historische "Position" dem ISF gegenüber nutzend, möchte ich nun versuchen, Ihnen so ernsthaft und so umfassend wie möglich eine Frage zu beantworten, die Sie - nach alledem, was Sie heute in den letzten Stunden bereits über das ISF erfahren haben - doch "irgendwie" untreiben müßte:

25 Jahre Bestehen, Entwicklung und Erfolg einer sozialwissenschaftlichen Forschungsorganisation ohne institutionelles Außenwerk, ohne Namenswechsel und aufregende Frontbewegungen, "geadelt" durch Gutachten des Wissenschaftsrates, offensichtlich nicht verortet auf irgendeinem wissenschaftspolitisch und -ökonomisch relevanten "Index", mit außerordentlicher Kontinuität der Forscher-Crew - ja mit einer in der entsprechenden

Forschungslandschaft beachtlichen - in einigen Aspekten gar beängstigenden, individual- und kollektiv-biographischen Festigkeit und Mächtigkeit ... da müssen Sie doch fragen:

"Wie geht so was?" oder auch:

"Wie macht man das denn?"

Die letztgenannte Form der Frage aufnehmend, möchte ich Ihnen einige Prinzipien erläutern, deren Beachtung wichtig ist, wenn Sie es in der Jugendphase Ihrer sozialen Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexion auch so gut machen wollen, wie es das ISF offensichtlich gemacht hat.

Das ISF wird heute im Alter von 25 Jahren gewiß in vieler Hinsicht anders "gemacht", als ich es in Erinnerung habe - aber manche der Prinzipien sind wohl auch heute noch gegenwärtig - und sei es als Herausforderung.

Unterscheiden wir zwischen Prinzipien des Außen und solchen des Innen - es muß ja auch eine Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexion sowohl eine Außenwelt bzw. einen Modus, Außenwelt zu beherrschen, ausbilden, wie auch eine Innenwelt, eine Strukturierung nach innen.

Zuerst der Blick auf die Außendarstellung:

Zu unterscheiden ist hier:

1. Der "stoffliche Output" - das sind Veröffentlichungen aus Forschungsprozessen unterschiedlicher Art - Texte und Reden - und
2. das flankierende, in der Regel ebenfalls verbalistische, Management ihrer oben genannten Offenbarungen.

Was das Produkt selbst betrifft: Über dessen kumulierte inhaltliche Herausforderung für die Fachgeschichte ist ja schon berichtet worden.

Es gibt kaum ein großes Thema der industriesoziologischen Forschung der letzten 20 Jahre, an denen das ISF mit seinen Arbeiten nicht aktiv beteiligt gewesen wäre, kaum eine theoretisch-analytische Kontroverse, die nicht auch mit "Konstrukten" aus dem Hause ISF geführt worden wäre, es gibt schließlich auch kaum eine Einführungsveranstaltung in das Fach Industrie-/Betriebs-/Arbeitssoziologie an den bundesdeutschen Hochschulen, in denen nicht Texte und Konzepte des ISF-München gelehrt werden.

Wir wissen allerdings: Der "Inhalt" des Produktes alleine bringt es nun mal nicht!

Wir kommen denn zu Prinzip 1:

Als Institutsleitung müssen Sie sich - zumal wenn Ihr Institut noch am Anfang steht - intensiv um die Präsentation bemühen:

Wenn Sie es diesbezüglich machen wollen wie das ISF, müssen Sie - insbesondere im Rahmen der Erzeugung erster theoretischer "Duftmarken" für das Fach - darauf hinwirken, daß "Poetik" im Prozeß der "Poesis" ziemlich radikal geopfert wird:

Die erahnbare Schwierigkeit der textlich zu repräsentierenden "Sache" gilt es einerseits unbedingt soweit aufzuhellen, daß der zu Sachkundigkeit rollen- und statusverpflichtete Mitleser an sich die Forderung entwickelt, den Text verstanden haben zu müssen, andererseits aber muß der Text so gestaltet sein, daß derselbe Leser reflexiv in einer gewissen Ehrfurchts-Distanz zu den stofflichen Produkten Ihrer Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexion gehalten wird!

Ein besonderer Stil des Einkreisens schwer verständlicher Tiefe muß herauslesbar werden.

Leicht gesagt - schwer getan: Es wird Sie schlaflose Nächte kosten - aber es bringt das ein, was Sie brauchen: einen ganz "eigenartigen" Ruhm! Und das wollen Sie ja - wenn Sie's machen wollen wie das ISF in seiner Anfangszeit!

Es sei hinzugefügt: Sie müssen - ja dürfen - dies beileibe nicht bei allen Ihren veröffentlichten Texten leisten. Es ist aber sehr nützlich, wenn Sie in den ersten Jahren Ihrer Institutsexistenz immer wieder einmal eine Herausforderung im oben skizzierten Sinne dem Fachkollegenkreis vorlegen.

Ich komme nun zu den Prinzipien 2 und 3:

Halten wir wiederum fest: Sie wollen es machen wie das ISF in seiner Anfangszeit!

Wichtig ist es dann für die Außendarstellung, zwei "Selbstverständigungs-/Selbsterfahrungs"-Muster immer wieder und (fast) überall zu postulieren und zu pflegen:

Prinzip 2:

Das "Werker"-Image

Prinzip 3: Der "Helden-Status"

Die "zu beherrschenden" Elemente des Selbst-Vortrages lassen sich wie folgt skizzieren:

Ihr Institut ist eine Werkstatt bzw. besteht aus lauter Werkstätten, in denen gemäß Max Webers viel zitierter, ursprünglich der Politik zuge-dachten Passage

"... ein starkes langsames (aber auch nicht allzu langsames, GS!) Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich" ausgeübt wird.

Ihr Institut repräsentiert also Solidität, Solidität sozialwissenschaftlicher Facharbeit!

("Facharbeiter" können im übrigen für Ihre inhaltlichen Anstrengungen ein bevorzugter Gegenstand werden!)

Dieser Solidität ist es im wesentlichen zu danken, daß die innovativen Durchblicke - im Bilde gesprochen: die Blicke durch jene gebohrten Löcher! -, mit denen Sie Ihre wissenschaftliche Marktprofilierung betreiben, "festgehalten" werden können.

Daneben hat aber selbstverständlich auch - und ad Ihrem Vorbild ISF ist dies nicht erläuterungsbedürftig - freischwebende Genialität eine Chance!

Nun zum zweiten "Chunk of Consciousness" (um mit Peter Berger zu sprechen):

Sie können nicht - Ihre Organisation kann nicht - "normal" leben:

Permanent ist ihre Existenz bedroht - es ist nötig, immer zu "über"-leben im zweifachen Wortsinne. Die Grundlage des Überlebens ist extreme Selbstaussbeutung, "Über-Arbeit" als Strukturmerkmal der Organisation, und als lebensweltliche Dauer-Präsenz der Organisationsmitglieder.

Diesen Eindruck in der relevanten Öffentlichkeit durchzusetzen, ist in der Anfangsgeschichte des ISF gar nicht so leicht gewesen - Besuche konkurrenziell-freundschaftlich verbundener Kollegen aus renommierten nördlichen Universitätsstädten mündeten nicht selten in neidvollen bis despektierlichen Aussagen und Anfragen bezüglich des relativen "Wohllebens" der ISF-Forscher! Die schlichte Tatsache von etwas stärkerer Gesichts-

bräune wurde dabei - in auch für Sozialwissenschaften riskanter Verknüpfung - mit Wohlleben und dieses mit "nicht so viel Arbeiten müssen" identifiziert.

Soweit ich mich erinnere, bestand dieses symbolische Defizit für das ISF auf dem Wissenschaftsmarkt aber nur für sehr kurze Zeit!

Das Durchhalten der Kombination von "Heldenstatus" und "Werker-Image" wird von Ihnen erhebliche Energie und beständige Aufmerksamkeit fordern:

Klage-erfahrenen Ministerialen müssen Sie Ihr Profil anders vortragen als den fachkundigen Vertreterinnen der großen Forschungs-Förderinstanzen.

Und mit den so freundschaftlich konkurrierenden anderen industriesoziologischen Instituten müssen Sie diesbezüglich gemeinsame Sache machen - aber halt nur zum Teil (die anderen machen es ja auch nicht anders).

Auf eine Formel gebracht:

Ihre Organisation ist bei hohem Risiko und höchster Anspannung aller Kräfte sehr erfolgreich: Ihr Erfolg korrespondiert mit dem Engagement. Glück haben Sie allenfalls als "Fortune"!

Wir kommen nun zum Prinzip Numero 4 - Prinzip 4 betrifft das, was man seit ein paar Jahren in der Managementliteratur "corporate identity" nennt.

Neubegründete Institutionen entfalten so etwas ja oft erst allmählich, Sie aber - die Sie dem ISF folgen wollen - sollten recht zügig "symbolisch" produktiv reflexiv reflektieren und sich dann mittels dieses Reflexionsproduktes aggressiv veräußern. Ihr Vorbild ISF hatte es auch ad "corporate identity" zunächst - ungeachtet der herausragenden Identität des Gründers - gar nicht leicht.

Es gab da z.B. kein kolossales materiales und immateriales Gebäude, in das man sich so reinsetzen konnte wie andernorts am Main.

Eine solche Not-Lage kann ja auch Vorteile haben: Sie müssen nicht so viele alte "Akten" bewältigen, oder etwas laxer gesagt: Es liegt auch nicht so viel im Keller herum!

Nun - meine Damen und Herren - Sie werden schon vermuten, worauf ich hinaus will:

Wenn Sie es machen wollen wie das ISF - dann brauchen Sie ein affektstarkes und effektvolles Symbol "emphatischen Selbstbezuges" Ihrer Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexionen.

Sie brauchen eine Entsprechung für den Geniestreich des ISF auf diesem Gebiet - Sie brauchen so was wie "Strategie".

Keine Frage, "Strategie" ist zum Markenzeichen des ISF geworden. Sie müssen nicht unbedingt nachfragen: "Was soll das bedeuten?"

Symbole emphatischen Selbstbezuges entwickeln ja in der Regel eine thematische Eigendynamik - und manchmal sind sie einfach nur noch da!

Wer weiß beispielsweise noch, was das Hintergrundmotiv und der Sinn ist der Kühlerfigur des legendären Bugatti Royale - ein schlanker, aufrecht-knieender Elefant!

Falls Sie freilich der Versuchung nicht widerstehen können sollten, nachzufragen, was "Strategie" für das ISF nun wirklich heißt - so möchte ich Sie darauf vorbereiten:

Niemand - und schon gar kein ISFler - wird in der Lage sein, Ihnen Strategie zu definieren. Aber Sie sollten sich Zeit nehmen: Es wird Ihnen eines der spannendsten und schwierigsten Theoriestücke in der neueren Geschichte der industriesoziologischen Forschung vorgetragen werden ... - und nie wieder werden Sie die Frage wagen: Was ist Strategie?

Ich möchte mich nun den wichtigsten Prinzipien der "Innen"-Gestaltung Ihrer Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexionen zuwenden.

Prinzip Nr. 1

Aufbauen Sie und bauen Sie auf eine starke und eigenständige Verwaltung!

Die allgemeinen Grundprinzipien guten Verwaltungsmanagements können Sie ruhig gelesen haben: klare Aufgabenabgrenzung bei gleichzeitig flexibler Ablaufgestaltung, Sicherstellung von Top-Down-Kontrolle und Bottom-Up-Kommunikation etc. etc. - wollen Sie es so machen wie das ISF, dann ist aber insbesondere folgendes zu beachten:

Bezahlen Sie Ihre Verwaltung gut und engagieren Sie nur psychisch starke Persönlichkeiten, die sich gegen die törichten Gewichtigkeiten von Projektmitarbeitern, deren Zeitphantasien etc. behaupten können. - Befördern Sie in der Verwaltung eine urgesunde, widerständige Skepsis gegen das soziale Konstrukt "Wissenschaft" diesseits des Elysiums.

Und natürlich brauchen Sie eine Verwaltungschefin!

Eine Chefin der Verwaltung müssen Sie engagieren - suchen, erfinden, sich machen lassen irgendwie -, die als Quintessenz ihrer vorzüglichen Qualifikation ein Paradoxon darstellt:

Hohe, aus lebensweltlicher Überlegenheit gespeiste Distanz zu dem ganzen Laden - insbesondere auch zu Ihnen als den Repräsentanten und obersten Machern! -, verbunden mit einer das Ganze auf eigenartigste Weise reformulierenden uneingeschränkten Identifikation.

Operationell-beobachtbar heißt dies: Die Verwaltungschefin muß Ihnen häufig widersprechen und zeitweise, nie grundlose, Nissigkeit sollten Sie durchaus begrüßen als Ausdruck eigenständiger Hingabe!

Ich kann Ihnen nicht helfen:

Die Abgriffssprache von Zeitungsannoncen gibt Ihnen keinen Hinweis auf die gesuchte "Figur".

Auch die klassische Lektüre Otto Weiningers wird Ihnen diese Chance nicht aufklären helfen und die neuere zum sogenannten weiblichen Arbeitsvermögen schon gar nicht. Ich fürchte, meine Damen und Herren, Sie müssen Glück haben. Es ist dies keine ermunternde Aussage in einem kleinen Handbuch: "Wie mach' ich's wie das ISF?"

Doch damit der höchsten Anforderungen nicht genug:

Für das "Auf's Geld schauen" brauchen Sie - gerade auch in der Anfangsphase - schon etwas Besonderes: Ein kreatives Rechentalent, eine Virtuosa in der doppelten Buchführung.

Geben Sie dieser Finanzmittel-Transformations-Fachkraft hohe Autonomie und gestatten Sie ihr selbst, ihren Wachhund - gut geeignet ist insbesondere ein bayerischer Rauhaardackel aus Edelmischung - ggf. auch gegen Sie anzusetzen.

Denn - es kann Ihnen ja kein Geheimnis sein:

Auch jede Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexion fängt mit dem Gelde an - und hört ggf. deswegen auch auf!

Die Weisheit für die Steuerung der zentralen Instanzen in Ihrem Verwaltungsapparat scheint denn zu sein: Optionsgewinn durch Optionsverzicht - oder in Anlehnung an Schiller (nicht Karl, sondern Friedrich ausnahmsweise wieder):

Die Ketten, die Sie brauchen, bilden sich nur in Freiheit!

Ist das irgendwie gepackt mit einem geschützten, autonomen und integrierten sowie sich identifizierenden Verwaltungsapparat, dann wenden Sie sich dem Rest der Binnengestaltung zu - und da fangen wir am besten von oben an:

Prinzip Nr. 2

gilt also der Organisation der leidigen Leitungsproblematik, dem Top-Management, oder wie immer Sie jene Strukturelemente der allermeisten historisch nachweisbaren Sozial-Organisationen nennen wollen, die als materialisierte, häufig sich martialisch, noch selten matriarchalisch dargebende soziale Wirklichkeit immer wieder Fokus von Veränderungsdynamik und Aufhebungsrhetorik gewesen sind.

Bei der Gestaltung der Führungskonfiguration nun - meine Damen und Herren - da sollten Sie - wenn Sie es wie das ISF machen wollen - besondere Risikobereitschaft zeigen: Studieren Sie für die Lösung dieser Frage nicht die Organisationslehrbücher, auch nicht die beliebten neuen; für's Historisch-Makro-Strategische sind sie durch die Bank gewissermaßen zu "klein" geschrieben.

Nein, fassen Sie Ihre Kraft zusammen: Lesen Sie das "Buch der Bücher" und trotzen Sie prometheisch seiner Weisheit:

Es steht dort an prominenter Stelle - in den Mosaischen Gesetzen - doch geschrieben:

"Du sollst nicht einen Ochs und einen Esel zusammen in ein Joch spannen" (5 Moses 22, 10).

Genau dieses aber müssen Sie tun, wenn Sie den Anfangserfolg des ISF (so etwa für 25 Jahre) haben wollen!

Wenn Sie selber eher das eine sind, dann suchen Sie gezielt als Partner jemanden, der eher das andere darstellt - verbinden muß sie nur die Begeisterung für den Karren und die Hoffnung auf Ruhm am Wegesrand!

Doch: mehr noch - Sie sollten wissen, daß es außerordentlich nützlich sein kann, in einer kritischen Wachstumsperiode des von Ihnen aufzubauenden Institutes für einige Jahre ein drittes Zugtier - nochmals anderer Typik - hinzuzuspannen!

Ich komme nun auf die zentralen Gesichtspunkte der tiefer gestaffelten Gestaltung einer sozialen Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexion nach dem historisch so eindrucksvollen Modell des frühen ISF zu sprechen.

Vorstrukturierend sind drei bedeutende Einsichten:

- 1) Sie müssen irgendwie "Betriebsförmigkeit" für den Prozeß der sozialwissenschaftliche Reflexion sichern.
- 2) Das braucht man in Textbüchern gar nicht erst nachzulesen: Gerade für die Arbeit von Sozialwissenschaftlern ist neben guter Bezahlung die Chance zu inhaltlicher Autonomie "wesentlich".
- 3) Schließlich: Sie sind aufgefordert, Ihre Organisation für viele erste Jahre als mäeutische Anstalt zu führen.

Es geht denn bei den folgenden Prinzipien um die Gestaltung der Projekte, um die Heranbildung und um die motivationale und herrschaftliche Betreuung der vielen einzelnen Institutsmitarbeiter, um die Organisation des wissenschaftlichen Arbeits- und Produktionsprozesses - und die drei genannten Voreinsichten verhalten sich höchst widersprüchlich zueinander.

Die arbeitssoziologische und organisationstheoretische Literatur zur sozialen Organisation von Wissenschaftsprozessen füllt viele Regalmeter. Es ist für das Nachvollziehen dessen, was am ISF in den 60er Jahren schon gemacht wurde, durchaus angebracht zu studieren, was da so geschrieben steht in den neuesten Fachbüchern:

Impressionistisches Management, loose coupling, Verknüpfung von Autonomie und Konkurrenz, sensible foolishness, selbstkontrollierende Gruppendynamik etc. Ja, selbst Literatur zur kulturellen und sozialorganisatorischen Dynamik von Mafia-Bewegungen wird evtl. nützlich sein können für Sie, um heute sich vorzustellen, wie das so gewesen ist in den Anfangsjahren des ISF.

Das dritte Prinzip nun - vom ISF in den 60er Jahren schon mit Bravour praktiziert - heißt im Jargon der neueren Industriesoziologie: "Kontrollierte Autonomie".

Alltagssprachlich gewendet: Sie sollten darauf achten, daß die Leute möglichst selbständig viel tun und daß sie möglichst viel selbständig tun - aber Sie sollten immer ein recht scharfes Auge auf dieses Tun haben.

Eine mögliche Illusion muß ich Ihnen erfahrungstark gestützt dabei allerdings gleich zerstören: Bequem ist für Sie nichts. Angesichts der sachlichen und sozialdynamischen Besonderheiten sozialwissenschaftlichen Reflektierens als betriebsförmiges Geschehen läßt sich dieser Anspruch für Sie nicht ohne gesteigerten persönlichen Aufwand durchhalten.

(Wir werden darauf weiter unten noch zu sprechen kommen!)

Die Einzelheiten zu berichten - oder gar Fallbeispiele zu geben -, erfordert in diesem Rahmen zu viel Zeit:

Das einzulösende Paradox läßt sich kurz wie folgt fassen:

Geben Sie allen Projektmitarbeitern und den Teams das Gefühl, daß sie ganz selbständig arbeiten - und lassen Sie ihnen nicht die Chance zu glauben, daß sie nicht kontrolliert werden!

Eng verknüpft mit dem dritten Prinzip ist das folgende vierte Prinzip:

Demokratie: nein danke - aber: demokratorisches Regime. Das ist's! Da Sie es in der Anfangszeit Ihres Institutes mehr oder weniger zwangsläufig mit jüngeren SozialwissenschaftlerInnen zu tun haben werden, die auch Texte zu Partizipation, Mitbestimmung und betrieblicher Demokratisierung gelesen - ja eventuell mit Ihrer energischen Unterstützung geschrieben - haben und diese Texterkenntnisse möglicherweise auf die eigenen Arbeitsbedingungen angewandt sehen wollen, rüsten Sie sich frühzeitig mit Max Webers deutlicher Meinung hierzu:

Demokratie dorthin, wo sie hingehört - aber in der Wissenschaft hat sie keinen Platz!

Halten Sie sich an die managementpolitische Innovation eines von uns vor einigen Jahren interviewten Geschäftsführers in einem größeren Maschinenbaubetrieb im Allgäu:

"Ich leite meinen Betrieb demokratorisch - d.h., vor der Entscheidung dürfen alle mitreden, entscheiden tue ich dann alleine!"

Was Sie zustande bringen müssen - und angesichts der Empfindlichkeit und Wachsamkeit Ihrer Forschungsgruppen auch "durchhalten" müssen, läßt sich auch wiederum als ein (Fast-)Paradox formulieren:

Anstreben müssen Sie ein hohes Maß an Selbstorganisation der Forschungsgruppen, ohne die geringste Aussicht dieser auf Partizipation an der faktischen Macht in der Organisation!

Nun ja - eine nachklärende Anmerkung ist schon nötig: Es gab natürlich am ISF auch damals eine ordnungsgemäße "politische" Binnenverfassung mit verfaßter Interessenvertretung usw. - aber meine Erinnerung müßte mich schon arg trüben oder individuell spezifisch defizitär sein: Die Machtfrage war letztendlich un-disputabel.

Heute ist das sicher anders.

Könnte es vielleicht sogar sein, daß die eine oder andere - ich meine natürlich insbesondere die eine - Führungspersönlichkeit des ISF ein wenig mit Wehmut an diesen Aspekt der Anfangsjahre zurückdenkt?

Aufgeklärt, und im besten Sinne "aufgehoben", wird manche mit den obigen Ausführungen verbundene Ambivalenz und Unsicherheit über die faktische Kraft des fünften Prinzips:

Dabeisein und mitmachen.

Umgesetzt heißt dies: In Verknüpfung Ihrer beiden Rollen - als leitender und leidender Organisationsboß einerseits und als bei der eigentlichen Projektarbeit dann auch noch mithelfender Organisationsangehöriger andererseits - müssen Sie sich tapfer immer wieder sich störend und verstörend (auch sich selbst!) einschalten in den inhaltlichen Arbeitsablauf der Projekte.

Sie müssen vor allem 'rein in die Texterstellung - auch nächtelang und Feiertage nutzend. Führung in Ihrer sozialen Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexion heißt für eine sehr, sehr lange Zeit buchstäblich Führung im Sinne von "Federführung".

Das zum Prinzip erhobene "Dabeisein" ist harte Arbeit auch im weiteren Sinne als Positionshalten Ihrerseits in der Organisation - als Einlösung der Voraussetzung eines Herrschaftsmodus - eines Herrschaftsmodus, der entscheidend und kritisch an "Kompetenzgeltung" geknüpft ist.

Zugespißt ausgedrückt: Sie müssen es schaffen, eine spezifische Ausprägung von sozialer Asymmetrie in der Organisation für die Organisation zu verknüpfen mit sozial transparenter Unterwerfung gegenüber der übergeordneten "Sache".

Die eingebauten Spannungen der letztgenannten drei Prinzipien für die Binnengestaltung Ihrer Forschungsorganisation münden in ein alles entscheidendes sechstes Prinzip.

Ohne ein Erfassen dieses sechsten Prinzips werden Sie das ISF, seinen Erfolg, von dem Sie gehört haben und der Sie ja gewiß auch beeindruckt hat, nicht angemessen nacherahnen können, geschweige denn, daß Sie eine Chance hätten, ihn nachzuahmen.

Vielleicht schaffen Sie's ohne dieses sechste Prinzip sogar, ein florierendes Sozialwissenschafts-Geschäft in die Welt zu setzen - aber vom Vor-Bild ISF trennte Sie das Wichtigste.

Nun, was ist dieses sechste Prinzip - wie läßt es sich begreifen?

Ich möchte es mal nennen:

Die Gegenwart von Empathie - etwas ausführlicher: die Festigung und Reproduktion von Empathie als eingebauter Reflexivmodus Ihrer - d.h. der von Ihnen zu schaffenden - sozialen Organisation von sozialwissenschaftlicher Reflexion.

Diese Empathie ist nun etwas höchst Voraussetzungsvolles. Sie müssen sich allerlei "aussetzen" und Sie müssen viel "einsetzen":

Emphase für die Sache gilt es zu repräsentieren und dies zu verknüpfen mit Empathie für Personen - nur dann erzeugen Sie jene emergente Ressource "Empathie" als "withinput" in einer Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexion.

Es kostet Sie viel Kraft - diese höhere "Bildungsarbeit"!

Ich bin an mehreren Instanzen und Instituten der Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexion tätig gewesen - als Beobachter und zuweilen auch als Täter.

Wo es nicht gelingt mit der Empathie als Element der sozialen Organisation - da ist vieles vergebens.

Gewiß: Empathie alleine reicht nicht aus für Kontinuierung und Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexion - aber "Alles Andere" ohne Empathie reicht nicht aus für jene "Erfolgsfigur", die das ISF aus meiner Sicht damals gekennzeichnet hat - und ich möchte hoffen, daß davon bis heute in evtl. neuer sozialer Qualität, entsprechend den gewandelten objektiven

Bedingungen der Institutsarbeit, noch etwas "drin" bzw. "dran" geblieben ist.

Die genannten Prinzipien für die Binnengestaltung Ihres Institutes zusammenfassend, geht es denn um eine Art magisches Dreieck ad "Beherrschung der sozialen Organisation sozialwissenschaftlicher Reflexionen" - es geht um die Beherrschung der Spannungen von und zwischen Empathie - Autorität - Kompetenz.

Meine Damen und Herren - damit bin ich nun fast am Ende meines Versuches einer kleinen Festrede für das ISF.

Einen kurzen persönlichen Nachtrag nur noch:

Wie gesagt - ich bin eine ganze Weile dabei gewesen - und von dem wenigen, was ich gelernt habe, habe ich viel dort gelernt.

Vielen ISFlern - einigen ganz besonders (die werden es schon wissen) - bin ich dankbar für Forderung und Förderung, und auch als Ex-ISFler habe ich es gut mit dem ISF gehabt - auch wenn ich zuweilen ein wenig gehadert habe, wenn besonders lästige Gutachterkritiken und -empfehlungen zu mühsam verfaßten Projektanträgen über die Diktion und die Schreibmaschinentype für mich eindeutig erkennbar wurden als "Hilfestellungen" aus dem ISF.

Das am ISF "Dabeigewesen-Sein" aber war wichtiges professionskulturelles Kapital, und spätere Projektkooperationen sowie gemeinsame Engagements mit ISFlern haben mir inhaltlich wiederholt weitergeholfen.

Am 25. Wiegenfeste drängt es mich, dem ISF etwas zu hinterlassen:

Das Institut hat sich seit meiner Zeit lebhaft weiterentwickelt, und auch moderater Organisationswandel steht an.

Da mag es geben die Chance traditionaler Rückversicherung bzw. historischer Selbstreferenz.

Und singen nicht in vielen erfolgreichen japanischen Industrieunternehmen allmorgendlich die Belegschaften das Lied des Gründungsmythos?

Es ist das ISF "groß" geworden mit "Strategie" (ich hatte darauf hingewiesen) - mag sein, es kann gebrauchen bald einen "corporate song".

Diesen biete ich als Geburtstagsgeschenk.

An der Finanzierung der "Hardware" haben sich der Forschungsschwerpunkt "Zukunft der Arbeit" an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld und das ASIF-Institut, ebenfalls Bielefeld, beteiligt.

(Aus dem wunderschön-postmodernen Radiogerät erklingt etwas krächzend der "Strategie-Song".)

Strategie-Song

I

Willst du wissen, wie Macht und Geld
führt Regie auf der Welt?:
Akteure sind's und viel Struktur,
doch zu finden gilt's jene Spur,
d'rauf sind wir ganz versessen.
Werden's nie mehr vergessen.

Strategie, oh Strategie,
hoffentlich verläßt du uns nie!

II

Und dann wollen so viele Leut'
- soziologisch betreut -
wissen, wie's nun weitergeht,
eh' für's Handeln es ist zu spät.
Ja, die werden uns fragen.
Oh, was soll'n wir denn sagen?

Strategie, oh Strategie,
hoffentlich verläßt du uns nie!

(Copyright by Gert Schmidt)

Zukunft der Arbeit - Arbeit der Zukunft im ISF

Meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

zuallererst Herrn Schmidt, dem ASIF und meinen Bielefelder Kollegen vom "Schwerpunkt Zukunft der Arbeit" meinen herzlichsten Dank für das postmoderne Wiedergabegerät, dessen Technologie allerdings hinter dem Design zurückzustehen scheint - nicht ganz unüblich heutzutage. Mir wird ja tatsächlich manchmal unterstellt, daß ich aufgrund meiner Japan-Erfahrungen dazu tendiere, eine Instituts-Hymne einzuführen; aber die von Schmidt in seinem 6. Prinzip angemahnte Empathie läßt sich sicher leichter zu unserer Forschungsarbeit herstellen als zu Videorecordern oder Kameras, und damit ist wohl auch eine andere Art der Umsetzung von Engagement und Können in produktiver Arbeit möglich als über eine gemeinsame Hymne - ich werde später darauf zurückkommen.

Meine Vorredner, denen ich allen herzlich danken möchte, hatten die Möglichkeit, über die Vergangenheit des ISF zu sprechen. Deutlich wurde mir daraus, wie schwierig es ist, einen solchen Betrieb wie den unseren strukturell zu erfassen. Herr Bolte hat die Probleme anerkannter, uns selbst allerdings fernstehender Theorieansätze bei der Analyse unseres Instituts sehr schön aufgezeigt. Manches werden wir erst verdauen müssen, wie etwa die Worte vom "Söldnerhaufen" oder, wie von Herrn Schmidt erwähnt, die "Demokratur" in der Frühphase des ISF; die will ich nun ja gar nicht abstreiten. Aber wenn dieses zu der jetzigen Situation des ISF geführt hat und zu seiner jetzigen Struktur, auf die ich am Ende meines Beitrages eingehen werde, dann würde ich sagen, vielleicht war es in der damaligen historischen Phase des ISF gar kein so falsches Rezept.

Herr von Friedeburg meinte, daß ich nun sagen werde, wie es mit dem ISF weitergeht. Prognosen sind aber in der Sozialwissenschaft problematisch. Ich werde also nur sagen können, wie es weitergehen soll - und muß. Leider kann ich mich dabei nicht so einfach an die überaus anregende Form

der Beiträge meiner Vorredner anschließen, sondern muß Sie auf eine etwas trockenere Kost vorbereiten.

Diese Veranstaltung bezeichnet sicherlich einen Meilenstein auf dem Weg des ISF. Er soll einen Moment der Rückbesinnung markieren, aber keinen Kreuzweg oder Wendepunkt in unserer Arbeit. Gleichwohl müssen wir uns selbst - anders als meine Vorredner - die Frage stellen, was in den 90er Jahren auf uns zukommt und wie wir das bewältigen wollen und können. Die Vermutung ist dabei sicher nicht falsch, daß der Weg rauher und die Luft kühler wird.

Die Frage nach der "Zukunft der Arbeit" im ISF stellt sich auf verschiedenen Ebenen. Die Antwort darauf kann letztlich nur in der inhaltlichen Ausrichtung und der Organisation unserer eigenen Arbeit liegen - nur dies können wir direkt beeinflussen - Herr Schmidt, Sie sehen schon, Sie liegen ganz richtig, wir halten an unserem Strategieansatz fest!

Ich will in aller Kürze auf den Forschungsgegenstand eingehen, mit dem wir es zu tun haben, auf die Rahmenbedingungen und Anforderungen, unter denen wir unsere Arbeit zu leisten haben, und schließlich auf die künftige innere Organisation des ISF, die die Anforderungen des Gegenstandes und die Rahmenbedingungen unserer Arbeit reflektieren muß.

I.

Die Zukunft der Arbeit wird auch in Zukunft der Gegenstand der Arbeit im ISF sein.

Die Genese von Technik und die Prinzipien ihres Einsatzes im Betrieb, die Organisation von Arbeit und die Formen der Nutzung von Arbeitskraft, die gesellschaftlichen Voraussetzungen und Folgen dieses Zusammenhangs werden für uns weiterhin im Zentrum stehen.

Das klingt ein bißchen nach dem traditionsorientierten Schuster, der bei seinen Leisten bleibt, wie immer auch die Welt sich ändert. Der Industrie-soziologie ist denn auch durchaus schon der Vorwurf gemacht worden, zu einem Fossil der Disziplin zu werden. Diesen Schuh ziehen wir uns allerdings nicht an.

Die breite Diskussion um die "Krise der Arbeitsgesellschaft", die seit Anfang der 80er Jahre große Resonanz auch in der Themenstellung von sozialwissenschaftlicher Forschung gefunden hat, verstehen wir nicht so, daß der Gesellschaft "die Arbeit ausgeht" und die Frage nach der sog. "Lebenswelt" in den Mittelpunkt rückt. Arbeit ist für uns nach wie vor ein konstitutives Moment von Struktur und Entwicklung unserer Gesellschaft. Lebensformen und Lebenschancen sind nach wie vor ganz wesentlich durch die Gestalt und die Verteilung von Arbeit bestimmt.

Wir übersehen dabei nicht - und ich denke, unsere bisherigen Forschungsarbeiten und -ergebnisse sprechen dafür -, daß die objektiven Möglichkeiten einer alternativen Arbeitsgestaltung wie auch die Einsicht in die gesellschaftliche Bedeutung und Effizienz von selbstbestimmter Tätigkeit, von Handlungsspielräumen auch auf der operativen Ebene gewachsen sind. Und wir sehen auch die Bedeutung, die diesen Entwicklungen für eine ökonomisch rationalere und zugleich humanere Gesellschaft damit auch für das Leben außerhalb der Arbeit zukommen kann. Zu registrieren ist indes, wie Möglichkeiten zunehmender Autonomie im Arbeitshandeln, Engagement, kooperatives Verhalten usw. wieder eingebunden werden in neue Nutzungsformen von Arbeit, die neue Abhängigkeiten, neue Verformungen des Subjekts durch qualifikatorische und emotionale Verengungen, durch den Druck auf Selbstüberforderungen u.a. beinhalten, die auf die sog. "Lebenswelt" mit problematischen Folgen durchschlagen.

Ich kann hier nicht in die inhaltliche Diskussion einsteigen; sicher scheint mir, daß uns in der Spannung zwischen Risiken und Potentialen, die sich in der Entwicklung von Arbeit abzeichnen, auf absehbare Zeit unser Gegenstand nicht ausgeht.

Gleichwohl: Ein zentrales Merkmal unseres Objektes ist, daß es sich verändert. Drei Dimensionen will ich andeuten, mit denen wir uns werden auseinandersetzen müssen.

Erstens: Der Veränderungsprozeß selber wird komplexer. Das Tempo der Entwicklungen in der Technik, in der Gestaltung der Arbeitsorganisation, in den Bedingungen und Zielen von Rationalisierungsmaßnahmen verschärft sich. Die Zahl der Einflußfaktoren, die bei der Analyse und Einschätzung dieses Prozesses aufzugreifen sind und die in der industrieso-

ziologischen Forschung bis in die 70er Jahre hinein kaum im Zusammenhang berücksichtigt worden sind, steigt: Denken Sie beispielsweise - um nur einen Aspekt herauszugreifen - an die internationale zwischenbetriebliche Arbeitsteilung, damit verbunden an den Einfluß national unterschiedlicher Bedingungen auf den Arbeitsmärkten, in den Bildungssystemen, den Arbeitsstandards, in der Rolle der Kleinbetriebe, den sozialpolitischen Regulativen, den Formen der Interessenvertretung usw.

Mit den immer vielschichtigeren Einflußgrößen werden auch die Arbeitenden in höherem Maße indirekt betroffen. Die Arbeitsfolgen - die Anforderungen an Qualifikation und Mobilität, die Belastungen, die Arbeitszeitstrukturen, die Beschäftigungsformen - sind vermittelter, verdeckter, schwerer faßbar und schwieriger ihren Ursachen zuzuordnen. Arbeit wird gleichzeitig ähnlicher - etwa durch die Abstraktionstendenzen, die in der Informationstechnologie liegen - und sie wird zugleich differenzierter - etwa durch die regional, sektoral oder normativ unterschiedlichen Rahmenbedingungen, vor allem aber durch die neuen Potentiale technischer und organisatorischer Gestaltung, mit der die Betriebe sehr spezifisch auf diese Rahmenbedingungen reagieren können. Es wird schwieriger und aufwendiger, diese Zusammenhänge zu erforschen.

Zweitens: Mit der Veränderung unseres Objekts sind auch grundlegende, über lange Zeit stabile theoretische Ansätze, Theoreme und analytische Kategorien unserer Disziplin obsolet geworden - das historisch verkürzte Modernisierungsparadigma, das Theorem eines umfassenden tayloristischen Arbeitsregimes, des instrumentellen Verhaltens von Arbeitskraft -, um auch hier nur ein paar Stichworte zu geben. Wir müssen uns neu an unseren Forschungsgegenstand herantasten. Der gleiche Satz empirischer Daten und Fakten konturiert sich unterschiedlich als Objekt und als Moment der Entwicklung, weil beherrschende Paradigmen zu seiner Interpretation nicht mehr greifen. Das ist keine grundsätzlich irreparable Situation, das reflektiert in einer Phase verunsicherter Theorie in verschiedenen Neuansätzen auch viele Facetten der Realität. In vielen pragmatischen, handlungsorientierten Zusammenhängen läßt sich dies auch überspielen, ohne daß die Forschungsergebnisse an aktuellem Nutzen für die jeweiligen Adressaten verlieren. Auf Dauer sind indes die Risiken einer solchen Patchwork-Forschung für alle zu groß. Die Suche nach tragenden und breit orientierten Ansätzen, der Diskurs über sie, der Aufwand auch

für Um- und Irrwege in der Forschung erfordert indes Rahmenbedingungen unserer Arbeit, die bislang keineswegs gesichert sind.

Drittens schließlich - und dies ist eine ganz andere Dimension - ändert sich unser Forschungsgegenstand durch die gesellschaftliche Nachfrage nach Forschung. Auf das Problem, ob diese Nachfrage dem tatsächlichen gesellschafts- und arbeitspolitischen Bedarf entspricht, will ich hier nicht eingehen. Wesentlich ist, daß die konkrete Nachfrage nach unseren Forschungsarbeiten bestimmt wird durch die Policy und die Sichtweise jener Institutionen und Personen, die in der Lage sind zu definieren, welche Ausschnitte aus der Realität Gegenstand unserer Forschung sein sollen, kurz: was sie untersucht haben wollen. Die Ausgrenzung nach interessen gebundenen Kategorien ist dabei nur ein Aspekt und sicher der weniger bedeutsame, weil er nachvollziehbar ist. Problematischer ist, daß in diesen Problemdefinitionen alte Denkstrukturen wirksam sind: Das gilt etwa - um wiederum nur ein Beispiel zu nennen - für die implizit noch technikdeterministischen Vorstellungen - denken Sie an die immer wieder vorgegebene Frage nach den Auswirkungen einer isolierten Technologie, also z.B. der Mikroelektronik, der Expertensysteme o.ä. Hier ist forschungspolitische Stellungnahme auch vom Forscher selbst gefordert.

II.

Bevor ich auf die Frage eingehe, was das für uns bedeutet, muß ich zunächst - etwas konkretistisch und auf der Alltagsebene - einen Grundakord anschlagen, der alle unsere Probleme überlagert.

Im Mittelpunkt steht für uns die Qualität unserer Arbeit. Sie läßt sich leider nicht, wie in Teilen der industriellen Produktion, in die Verfahren und Produkte hineinkonstruieren und damit dauerhaft absichern. Sie ist in der Forschung direkt von unserer eigenen individuellen, aber - als Institut - auch kollektiven Qualifikation als Sozialwissenschaftler abhängig. Angesichts der gerade angerissenen Veränderungen und der wachsenden Komplexität unseres Forschungsgegenstandes stellt sich für uns vor allem die Frage, woher wir Zeit und Mittel nehmen, um uns in neue Problemstellungen, in neue Gegenstandsbereiche, in inhaltliche Zusammenhänge wachsender Reichweite einzuarbeiten, neue Erfahrungen zu gewinnen und

vor allem entsprechend neue theoretische Zugänge und methodische Instrumente zu entwickeln. Innerhalb der auftragsgebundenen Projektarbeit stehen dafür nur sehr begrenzte Möglichkeiten zur Verfügung - man erwartet jeweils einschlägige Kompetenz oder deren kurzfristige Aktivierung auch dann, wenn Forschungsfelder oder -gegenstände neu sind und weitgehend vorgegeben werden.

Nun bieten bestenfalls grundlagenorientierte Projekte, die aus der allgemeinen Forschungsförderung finanziert werden, die Chance zur Einarbeitung in Neues und zur eigenen Weiterentwicklung. Solche Möglichkeiten können wir und Institute unserer Art aber nur begrenzt nutzen, die Forschungsmittel dafür setzen die Existenz einer institutionell gesicherten Grundausrüstung voraus - wir haben sie nicht.

Bislang waren die Anpassungsleistungen zu verkraften. Die Basis dafür waren eine durch Kontinuität geprägte Stammebelegschaft, eine möglichst langfristige Planung und entsprechende Koordination der Projekte zu geschlossenen Forschungssträngen und die Möglichkeit, im von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Sonderforschungsbereich weiterreichende Arbeiten zu leisten. Ich will dabei nicht vornehm unterschlagen, daß vieles außerhalb der Arbeitszeit geleistet wurde und auf die Knochen der Kollegen ging.

Das alles überlagernde Problem ist, daß wir hierbei in Zukunft in Atemnot geraten.

Wenn daher die führenden Leute der Fraunhofer Gesellschaft, wie im Frühjahr zu lesen war, ihre Sorge darüber ausdrücken, daß in ihren Instituten die Auftragsforschung mehr als 70 % der Finanzierung ausmacht und damit die Gefahr bestehe, zur "reinen Unternehmensberatung" zu werden und sie mehr Eigenforschung einklagen, um wissenschaftlich an der Spitze bleiben zu können - dann fühlen wir uns zwar nicht im gleichen Boot mit der FhG, aber wir hören in unserem kleinen Kahn gerne die Signale von den großen Dampfern!

Nun dürfen wir allerdings mit dieser Atemnot nicht so umgehen, daß wir dem Anpassungsdruck allzuleicht nachgeben, den skizzierten Anforderungen sozusagen hinterherhecheln. Wenn wir die Qualität unserer Arbeit sichern und gute Produkte liefern wollen, müssen wir die notwendigen Vor-

aussetzungen zur Bewältigung dieser Probleme auch deutlich machen und offensiv vertreten.

Hier muß ich doch wenigstens ganz kurz einmal auf die vergangenen 25 Jahre kommen. Die deutsche Industriesoziologie hat von Anfang an und in ihren unterschiedlichsten Ausprägungen doch immer einen doppelten Anspruch aufrechterhalten: nämlich eine theoretische Erklärung der gesellschaftlichen Entwicklung zu liefern und zugleich die Grundlagen für eine progressive Gesellschaftspolitik bereitzustellen.

Dieser Tradition fühlte und fühlt sich auch das ISF verpflichtet. Wir haben stets versucht, den theoretischen Bezug unserer Arbeit zur Interpretation gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen herzustellen und deutlich zu machen, aber auch zugleich den gesellschaftspolitischen - oder eingegrenzter auch arbeitspolitischen - Anwendungsbezug unserer Arbeit zu wahren. Diesen Anspruch werden wir auch in Zukunft aufrechterhalten.

Um dies zu sichern, müssen wir - ich kehre zu den Voraussetzungen unserer Arbeit zurück - auf die Einlösung einer Reihe von Anforderungen hinarbeiten, die für eine fruchtbare Forschungsarbeit notwendig ist. Ich kann diese konkreten Anforderungen hier nur antippen.

- o Es gilt, unseren Auftraggebern und Abnehmern bewußt zu machen, welche Vorarbeiten und Umwege nötig sind, um in einer Zeit raschen Wandels des Forschungsgegenstandes und der Obsoleszenz stabiler Interpretationsmuster innovative Forschung zu machen. Es muß daran festgehalten werden, daß sozialwissenschaftliche Forschung zu Teilfragen nicht sinnvoll möglich ist, ohne auf gesamtgesellschaftliche und gesamtwirtschaftliche Zusammenhänge zu rekurrieren und damit auch Theorie zu machen, die auf Makrozusammenhänge bezogen ist.
- o Auf diesem Hintergrund gilt es, dem wachsenden Druck standzuhalten, der sich auf primär quantitativ-statistisch orientierte oder allzu kurzgeschlossen prognostische Forschung richtet, die den Stand oder die Entwicklung der Dinge schwarz auf weiß und in Zahlen fixiert. Freilich ist das notwendig, und wir machen solche Forschung ja selbst. Jedoch sind stets die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen divergenter und alternativer Entwicklungspotentiale und -pfade deutlich zu machen, aber auch deren Grenzen aufzuzeigen. Dabei hat eine mit

qualitativen Verfahren arbeitende Forschung einen bleibenden Stellenwert. Sie hat sich nach wie vor auf die Feinstrukturen von empirischen Phänomenen, also auch auf Mikroanalyse einzulassen. Es geht dabei nicht darum, die Fülle der Daten und Materialien immer weiter zu differenzieren. Aufgabe ist es vielmehr, die Vermittlungsprozesse zwischen gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen und deren konkretem Niederschlag zu erfassen - das gilt etwa für den Zusammenhang von gesellschaftlichen Machtstrukturen und den konkreten Nutzungsformen von Arbeitskraft, zwischen neuen weltweiten Vernetzungsformen der Produktion und einzelwirtschaftlichen Rationalisierungskonzepten usw. Erst dann wird es möglich, indirekt, langfristig, verdeckt wirksame Zusammenhänge aufzuzeigen, aber auch umgekehrt, theoretische Annahmen zumindest ansatzweise abzusichern.

- o International vergleichende Forschung wird angesichts der Entwicklungen in der EG, in Ost-Europa, in global orientierten Unternehmensstrategien unvermeidlich - aber nicht nur deshalb! Historische Analysen, bislang Basis von Aussagen über Langfristtrends, sind nach wie vor nötig - Joachim Bergmann hat in seinem Beitrag darauf hingewiesen -, vermögen aber viele parallelaufende, unterschiedliche Entwicklungen nicht mehr angemessen zu erfassen. International vergleichende Forschung bietet die Chance, die gerade genannten gesamtgesellschaftlichen Strukturen und Entwicklungen in ihren Differenzen, ihren Zusammenhängen, in ihren funktionalen Äquivalenten bei der Lösung gesellschaftlicher Probleme zu identifizieren und die Rahmenbedingungen unterschiedlicher Abläufe und Potentiale herauszuarbeiten. Die Anforderungen an Forschung aber sind derzeit weit überwiegend national angelegt und auch provinziell orientiert. - Das gilt auch für die Finanzierung: International orientierte Forschung gilt immer noch als Luxus im Bereich der Sozialwissenschaften. Dazu kommt noch etwas: Anders als in den Naturwissenschaften ist in den Sozialwissenschaften darüber hinaus eine intime und differenzierte Kenntnis des historischen, des kulturellen, des politischen Hintergrundes empirischer Phänomene nötig; internationale Forschung heißt deshalb vor allem auch Kooperation mit ausländischen Wissenschaftlern. Der Aufbau von Kooperationsnetzen dauert aber, ist friktions- und risikoreich und bedarf langfristiger Sicherung. Hier sind neue Förderformen gefordert.

- o Es gilt weiterhin deutlich zu machen, daß interdisziplinäre Forschung zwar im allgemeinen hoch bewertet, in ihren Erfordernissen aber wenig reflektiert wird. Interdisziplinarität heißt nicht Multidisziplinarität und bedeutet nicht einfach Kooperation mit anderen Fachwissenschaftlern. Derartige Forschung sollte im allgemeinen eine Leitdisziplin haben, die der Grundfragestellung entspricht. Sie erfordert Zeit zur Entwicklung integrierter, nicht additiver Forschungsansätze und ist dementsprechend nicht von Fall zu Fall zu haben, sondern setzt stabile und langfristig gesicherte organisatorische und personelle Strukturen voraus.

- o Nur wenn Forschung ihren theoretischen Bezug zu gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen sichert, ist auch der notwendige Anwendungsbezug herzustellen. Vor allem sind nur so die Macht- und Interessenstrukturen identifizierbar, die über die Ansatzpunkte praktisch politischer Maßnahmen und ihre Durchsetzungschancen entscheiden. Kurzatmige, ad hoc problembezogene Umsetzung von Forschungsergebnissen kann nicht die Sache von Instituten unserer Art sein; entsprechende Aktivitäten machen hier nur Sinn, wenn sie der Form nach experimentell und exemplarisch, dem anteiligen Arbeitsumfang nach begrenzt, erfolgen. Ein Konzept dazu haben Lutz und Schultz-Wild mit dem Schlagwort "Gestaltung durch Aufklärung" umrissen. Es schließt nicht aus, daß der eigene Standpunkt zur Stoßrichtung der Umsetzung deutlich gemacht wird; aber es muß der Aufweis von Rahmenbedingungen, von Wirkungen und Nebenwirkungen alternativer Konzepte und Maßnahmen im Diskurs mit den verantwortlichen Akteuren im Zentrum stehen und nicht die direkte Intervention von Forschern in normativer Perspektive und nach vorgestanzten Modellen. Nur wenn die Rahmenbedingungen benannt werden, können anwendungsorientierte Aussagen auch generalisiert werden, und nur dann können sie auch Grundlage von Transfermaßnahmen sein. Diese Perspektive begreift ein, daß Forschung im Betrieb unbeeinflußt bleiben muß von einem steuernden Zugriff der unmittelbaren Interessenten, und dies macht eine unabhängige Finanzierung unserer Arbeit erforderlich. "Söldner" allerdings, wie Karl Martin Bolte in seinem Beitrag formulierte, um unsere "freischwebende" Existenz zu kennzeichnen, waren wir in diesem Sinne von Abhängigkeit allerdings auch bisher nie gewesen, zu kaufen sind wir von niemandem - und, um gerecht zu sein, dies hat auch nie jemand versucht.

- o All das heißt schließlich auch, daß Forscher sich unbedingt in die Diskussion um die Forschungspolitik, in die Entwicklung von Forschungsprogrammen und die Diskussion um die Art von Forschungsförderung einschalten sollten - selbst auf die Gefahr hin, daß dies als bloßes Eigeninteresse mißverstanden wird und nicht als Beitrag, Voraussetzungen für fruchtbare Forschungsarbeit deutlich zu machen und ihre Realisierung voranzutreiben. Viele unserer Partner verstehen dies so und unterstützen uns - und so hätte ich auch gerne den Begriff des "Paten" verstanden, der früher gebraucht wurde.

III.

Wenn wir - und ich komme zum letzten Punkt - mit diesen Problemen und Anforderungen unter den gegebenen Rahmenbedingungen fertigwerden wollen, dann müssen sich auch die Struktur und die Organisationsform des Instituts danach ausrichten. Wir sind mit unseren rd. 40 fest angestellten Mitarbeitern ein Kleinbetrieb, "branchenspezifisch" betrachtet vielleicht ein Mittelbetrieb. Nachdem wir weder in der alma mater verankert sind noch uns den jetzt überall entstehenden landesgeförderten Wissenschaftszentren zugesellen können, blieb und bleibt uns nur die Freiheit zur Selbstbestimmung unserer inneren Organisation - nicht der schlechteste Ansatz, wie wir meinen.

Dieses 25jährige Bestehen des ISF fällt ja mit dem 65. Geburtstag von Burkart Lutz und seinem Ausscheiden aus der Institutsleitung zusammen. Die bisherige formale Leitungsstruktur - zwei gleichberechtigte Direktoren, keine hierarchische Gliederung des wissenschaftlichen Bereichs - wollen wir aus verschiedenen Gründen nicht fortsetzen. Abgesehen von eher zufälligen persönlichen Konstellationen, wie wir sie im ISF bisher hatten, setzt nach unserer Erfahrung das Direktorialmodell auf Dauer andere Rahmenbedingungen voraus, als wir sie haben, vor allem wohl eine institutionelle Absicherung. Auch das Sozietätsmodell, wie es freiberuflichen Arbeitsprozessen angemessen sein mag, schien uns nicht sinnvoll: es verfehlt die notwendige Koordination, Integration und diskursive Entfaltung wissenschaftlicher Arbeit. Ich möchte weiter keine Schlagworte produzieren, aber unser Ansatz läuft vielleicht am ehesten auf ein Gruppen-

arbeitsmodell hinaus, mit einem hohen Maß an selbststeuernden und selbstverwaltenden Zügen.

Genau betrachtet, passen wir damit die formale Institutsstruktur den internen, über Jahre gewachsenen Strukturen an. Wir haben sie für die Zukunft so gefaßt, wie es im Bereich qualifizierter Arbeit heute weithin als angemessen gilt und wie es auch unserem eigenen Verständnis von Demokratie und Rationalität entspricht.

Ich will die Organisationsform kurz erläutern. (Sie ist, lieber Herr Schmidt, objektiver Ausdruck von Notwendigkeiten, aber auch so gewollt - wir könnten jetzt wieder in eine Debatte um betriebliche Strategie einsteigen!) Zur Organisationsform also:

Erstens: Grundlegendes Prinzip ist das der Autonomie in der wissenschaftlichen Arbeit. Forschungsarbeit wird in unserem Institut in Teams geleistet - anders ist breit angelegte, differenzierte, interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Forschung über komplexe Zusammenhänge nicht mehr denkbar. Autonomie realisiert sich demnach als Teamautonomie. Sie setzt einen Kern qualifizierter, erfahrener Wissenschaftler voraus und die durch Kontinuität und nur vorsichtige personelle Expansion geprägte Kooperation.

Teamautonomie kann nicht verordnet werden; sie ist im Laufe unserer bisherigen Arbeit entstanden, das Wort kennzeichnet nur ein bisher schon durchgesetztes Prinzip unserer Arbeit.

Wir realisierten damit eine Reihe von Merkmalen der Organisation qualifizierter Arbeit, wie sie in der Produktion mit dem Begriff der Gruppenarbeit verbunden ist. Es ist nicht einzusehen, wieso dieses Prinzip ausgerechnet bei wissenschaftlicher Arbeit, die strikten ökonomischen Bedingungen unterliegt, nicht gelten soll. Qualifikation und Organisation werden damit auch unmittelbar den Außenanforderungen gerecht. Dies gilt nicht nur für die Anforderungen an selbstverantwortliche wissenschaftliche Arbeit auf der "Werkstatt"-Ebene, wenn man das so sagen will, und für die notwendigen Handlungsspielräume bei der Feldarbeit; es gilt auch für die sachlich kompetente Zuständigkeit der Teams gegenüber den Auftraggebern, den Administratoren und den Adressaten unserer Arbeit. Eines übersehen wir dabei nicht: Teamautonomie bedeutet eine Form der Nut-

zung von Arbeitskraft, die sich mit dem - eigentlich für japanische Verhältnisse geprägten - Begriff der "Rundumnutzung" auch negativ verbinden läßt.

Zweitens: Teamautonomie hat ihre Grenzen. Zunächst liegen diese in den ökonomischen Rahmenbedingungen des Instituts und in der Koordination der Arbeiten an den verschiedenen Projekten. Die Teams - sie gruppieren sich nicht nach einzelnen Projekten, sondern nach inhaltlich zusammenhängenden Forschungssträngen - entsenden daher einen Vertreter in einen Institutsrat. Dieser ist das Entscheidungsgremium in allen laufenden Institutsangelegenheiten, die über die unmittelbar inhaltlichen Arbeiten und deren sachbezogene Abwicklung hinausgehen. Anzumerken ist, daß auch die Verwaltung sich in Form autonomer Gruppenarbeit organisiert und in diesem Entscheidungsgremium vertreten ist. Die einzelnen übergreifenden Funktionen - Finanzen, Personal, allgemeine Organisation usw. - sind einzelnen Mitgliedern des Institutsrats selbstverantwortlich zugeordnet, ihre Abwicklung unterliegt indes, soweit das möglich ist, straffen und auch den Teams transparenten Verfahren. Wesentliches Beispiel dafür ist eine strikte, aber durchschaubare Finanzkontrolle.

Drittens: Eine zentrale - von den Institutsmitgliedern gemeinsam getragene - Absicht und Zielsetzung ist es, ein inhaltlich geschlossenes, nach außen identifizierbares Institutsprofil zu wahren. Wir wollen - trotz der Teamautonomie - keine Sozietät sein, die nur durch eine abwicklungsorientierte Organisationsform verbunden ist. Wir haben dementsprechend die seit vielen Jahren bereits geübten Verfahren der Mitsprache formal festgelegt, nach denen einige prinzipielle Fragen, die vor allem den Typ unserer Arbeit und ihre thematische Abgrenzung betreffen, geregelt werden. Der gemeinsame Wille, ein identifizierbares Institutsprofil zu sichern, soll dabei keine inhaltlichen Differenzen zwischen den Teams verkleistern, sondern sicherstellen, daß sie für das Institut fruchtbar gemacht werden.

Nach der neuen Struktur verfahren wir de facto seit etwa einem Jahr, die Struktur gilt formal ab dem 1. Juli 1990. Die Arbeit des Betriebsrats, den es im ISF seit über 20 Jahren gibt, ist davon unberührt, ebenso unsere Rechtsform als gemeinnütziger Verein. - Die "Probephase", die von meinen Vorrednern erwähnt wurde, liegt hinter uns; wie allerdings die "Umwelt" sich ändert - spricht: die Forschungsförderung, ihre Zielsetzungen

und Modalitäten, gerade in der jetzigen Zeit politischer Umbrüche - und wie dies auf unsere Situation durchschlägt, ist heute kaum zu bewerten.

Ich komme zum Schluß. Daß ich in meinen Anmerkungen zum ISF der 90er Jahre nichts über meinen Kollegen Burkart Lutz gesagt habe, mit dem ich 25 Jahre zusammengearbeitet habe, möge man nicht mißverstehen. In der Sicht der Mitglieder des ISF ist diese heutige Veranstaltung ja keine Abschiedsveranstaltung für Lutz. Lutz hat in einem überaus lautlosen und reibungslosen Prozeß seine Funktionen in der Institutsleitung abgegeben. Er ist damit - das ist zumindest mein Eindruck - freier geworden für seine weitere wissenschaftliche Arbeit im Rahmen des ISF und im Sonderforschungsbereich, wie auch für seine vielfältigen wissenschaftspolitischen Aufgaben.

Trotzdem möchte ich einen persönlichen Satz in diesem Zusammenhang sagen: Allen Unkenrufen zum Trotz, die für unsere Zusammenarbeit vor 25 Jahren ein Maximum von einigen Monaten prognostizierten, hat diese Zusammenarbeit all die Jahre funktioniert. Nicht nur das, sie hat so funktioniert, daß sie zu einer großen Verbundenheit zwischen uns beiden geführt hat. Dafür möchte ich Burkart Lutz danken - was darüber hinaus zu sagen wäre, habe ich in einer internen Veranstaltung gesagt.

Und noch eines als persönliche Anmerkung, sicherlich auch im Sinne von Lutz und meiner anderen Kollegen: Wir haben den Übergang in die neue Institutsstruktur ohne Wunden geschafft, und ich bin zuversichtlich, daß uns Vernunft und Engagement auch die Anforderungen und Unwägbarkeiten der 90er Jahre bewältigen lassen.

Ich danke Ihnen allen für das Interesse, das sie dem Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung entgegengebracht haben, ich hoffe, daß wir auch künftig mit Ihnen auf den verschiedenen Ebenen, die uns verbinden, gut zusammenarbeiten, und daß Sie - ich denke, ich kann das so sagen - Freunde des ISF München bleiben werden.

Die Vortragenden

Prof. Dr. Karl Martin Bolte, Ludwig-Maximilians-Universität München

Prof. Dr. Joachim Bergmann, Technische Hochschule Darmstadt

Prof. Dr. Ludwig von Friedeburg, Institut für Sozialforschung Frankfurt

Prof. Dr. Gert Schmidt, Universität Bielefeld

Prof. Dr. Norbert Altmann, ISF München